Ee 28

Lehrbuch
für den ersten Unterricht
in der
Philosophie

von

Fried. Wilh. Dan. Snell,
ordentlichem Professor der Philosophie in Gießen.

Erster Theil.

Erfahrungsseelenlehre, Logik, Metaphysik und Aesthetik.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Vierte, verbesserte Auflage.

Gießen und Darmstadt, 1806
bey Georg Friedrich Heyer.

Meinem

theuren und unvergeßlichen

Freunde,

Karl Christian Erhard Schmid,

Professor der Theologie und Kirchenrath
in Jena,

widme

ich dieses Buch.

Vorrede zur ersten Auflage.

Meine Absicht bey der Ausarbeitung dieses Werkchens gieng dahin, Lehrern der Philosophie auf Universitäten und in Schulen ein kurzes und populär bearbeitetes Lehrbuch der ganzen theoretischen und praktischen Philosophie in die Hände zu geben, nach welchem sich alles, was für Anfänger in dem Studium dieser Wissenschaft wichtig und interessant seyn kann, bequem in einigen halben Jahren vortragen ließe. Ob ich diese Absicht einiger-

maaßen

maaßen erreicht habe, darüber erwarte ich das Urtheil sachverständiger Männer.

Der Zweck des ersten Unterrichts in der Philosophie kann nach meiner Einsicht kein anderer seyn, als den Lehrlingen eine vorläufige Uebersicht von dem ganzen Plane der gesammten philosophischen Wissenschaften zu geben, die wichtigsten Wahrheiten derselben im Zusammenhange darzustellen, und jede Wahrheit so weit auf Beweise zu gründen, als es ohne eine sehr tief gehende kritische Untersuchung des menschlichen Erkenntnis- und Willensvermögens möglich ist.

Daß die Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft in systematischer Vollständigkeit für den ersten Unterricht noch zu schwer sey, davon bin ich überzeugt. So wenig es zu billigen wäre, wenn der Lehrer ein Gemisch von Sätzen aus mancherlei Systemen vortragen wollte, ohne auf Einheit der Principien zu sehen, wodurch er nothwendig auf mancherlei Behauptungen geleitet werden würde, die sich unter einander selbst widersprechen: eben so wenig möchte es rath-

sam seyn, wenn er Anfängern zumuthen wollte, daß sie sich sogleich auf die Untersuchung der letzten Gründe des Kantischen Systems einlassen sollten.

Ueberzeugt von der Vortrefflichkeit und dem großen Werthe der kritischen Philosophie habe ich mich daher bey der Entwerfung dieses Lehrbuchs bemühet, die Hauptsätze derselben mit dem Brauchbaren aus älteren Systemen so zu verbinden, daß diejenigen, welche darnach den ersten Unterricht in der Weltweisheit erhalten, theils vorbereitet, theils angelockt werden möchten, in der Folge die kritische Philosophie desto leichter im Zusammenhange zu studiren.

Daß der systematische Vortrag der Philosophie, wenn er zweckmäßig eingerichtet ist, nicht mehr zu schwer für Jünglinge aus den obern Klassen der Gymnasien sey, wird durch die Erfahrung bestätigt. Durch diesen Elementarunterricht werden sie vorbereitet, den vollständigern Unterricht über die einzelnen Theile der Philosophie in akademischen Vorlesungen desto besser fassen und benutzen zu können;

nen; sie werden zu dem letztern mit weit grössern Interesse angezogen werden, wenn sie von dem Ganzen der Wissenschaft schon eine Uebersicht haben, und auf die gelegten Gründe weiter fortbauen können. — Manche Jünglinge, welche sich dem Handlungsstande, den Kriegswissenschaften u. d. gl. widmen, haben mehrentheils keine weitere Gelegenheit, wenn sie die Schule verlassen haben, einen mündlichen Unterricht über die Philosophie zu benutzen. Diese werden sich aber weit leichter durch Lektüre philosophischer Schriften, und mündliche Unterhaltungen darüber, ausbilden, wenn sie auf der Schule einen guten Grund dazu gelegt haben. Ohne diese Vorübungen werden sie manche sehr gewöhnliche Ausdrücke in Schriften und Gesprächen nicht verstehen, gewöhnlich kein Interesse an Unterhaltungen über diese wichtige Gegenstände finden, von aller philosophischen Lektüre zurückgeschreckt werden, und sich lieber mit tausend nichtsbedeutenden Kleinigkeiten beschäftigen, als daß sie zuweilen eine Stunde dem ernstlichen Nach-

denken

denken über den Menschen, seine Verhältnisse gegen andere vernünftige Wesen, seine moralische Natur, über die Zweckmäßigkeit und Ordnung des bewundernswürdigen Weltgebäudes, und den erhabenen Urheber desselben widmen sollten. Manche werden über alle diese Dinge sehr oberflächlich und in einem absprechenden Tone räsonniren, ohne die Hauptpunkte zu kennen, auf welche bey diesen Untersuchungen alles ankommt; oder gewisse Modemeinungen ohne Prüfung annehmen und leichtsinnig nachsprechen. Vor allen diesen Fehlern bewahrt eine frühe Bekanntschaft mit der Philosophie am besten.

Da mehrere Gesichtspunkte möglich sind, aus welchen das Verhältnis der einzelnen Theile der Philosophie unter einander, und zu dem Ganzen, angesehen werden können; so werden wohl schwerlich alle Lehrer in Ansehung der Ordnung, die ich in diesem Lehrbuche befolgt habe, durchaus mit mir übereinstimmen. In diesem Falle aber kann jeder Lehrer, wenn er sich dieses Leitfadens bedienen will, ohne sonderliche Unbequem-

lich-

lichkeit bey dem Unterricht die einzelnen Wissenschaften nach seinem Plane ausheben und auf einander folgen lassen.

Die empirische Psychologie schien mir aus mehreren Gründen vor den übrigen Wissenschaften stehen zu müssen. Die Kenntniß der höhern und niedern Seelenkräfte ist nöthig, um die Regeln der Vernunftlehre besser zu verstehen, die Schwierigkeiten, welche durch Sinnenschein, Irrungen der Einbildungskraft, Leidenschaften, Vorurtheile, u. s. w. der richtigen Anwendung der Verstandesgesetze in den Weg kommen, zu begreifen, und die Mittel zur Erweiterung und Berichtigung der Erkenntnis anzuwenden. Die Kenntnis des niedern und höhern Begehrungsvermögens und des Gefühlvermögens wird bey dem Studium der moralischen Wissenschaften und der Aesthetik nothwendig vorausgesetzt. Ueber dieses ist die Erfahrungsseelenlehre leicht verständlich, und kann für jeden sehr anziehend gemacht werden, wodurch die Lust zu dem Studium

der übrigen philosophischen Wissenschaften vermehrt wird.

Daß die Logik vor der Metaphysik und den moralischen Wissenschaften stehet, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. In dem theoretischen Theile derselben sind manche Terminologieen, und dasjenige, was nach dem oben angegebenen Zwecke aus der kritischen Untersuchung über die reinen Verstandesbegriffe nicht hierher zu gehören schien, übergangen worden.

Die Metaphysik konnte nur die Hauptbegriffe und Sätze der Ontologie, rationalen Psychologie und Kosmologie, nach den Resultaten der Vernunftkritik bestimmt und eingeschränkt, enthalten. Indessen wird der Lehrer doch Stoff genug finden, sich über manche Punkte weiter zu verbreiten, wenn er glaubt, daß dieses der Fassungskraft seiner Zuhörer angemessen sey. — Nach dem Beyspiele mehrerer Schriftsteller in diesem Fache hielt ich es für zweckmässiger, die natürliche Theologie von der Metaphysik zu trennen, und in dem zweyten

Theile

Theile in der moralischen Religionslehre auch die speculativen Gründe für das Daseyn Gottes kurz auszuführen, damit die Vergleichung derselben mit dem moralischen Beweise erleichtert würde.

Die Aesthetik stehet zwar in keiner genauen Verbindung mit den übrigen Theilen der theoretischen Philosophie. Aber als eine theoretische Wissenschaft gehörte sie doch in den ersten Theil.

Die Moralphilosophie wird am schicklichsten vor dem Naturrecht abgehandelt, da die einzelnen Pflichten und Rechte aus einem und demselben höchsten Grundsatze hergeleitet werden, und da die Kenntniß der Rechte die Kenntniß der Pflichten und mancher andern Begriffe, welche in der Moralphilosophie entwickelt werden, voraussetzt.

Die moralische Religionslehre muß auf die Sittenlehre folgen, da die wichtigsten Gründe für die Unsterblichkeit und das Daseyn Gottes aus Betrachtungen über die

moralische Natur des Menschen hergenommen werden.

Ob es gleich nützlich seyn kann, wenn in der Einleitung die Hauptepochen der philosophischen Geschichte kurz angegeben werden: so scheint doch eine eigentliche Geschichte der Philosophie noch nicht für den ersten Unterricht zu gehören. Denn ehe man die Wissenschaft selbst einigermaßen kennt, muß vieles in der Geschichte derselben unverständlich und uninteressant bleiben. Theils aus dieser Ursache, theils auch um dieses Lehrbuch nicht weitläuftiger zu machen, habe ich den anfangs gefaßten Entschluß, einen Auszug aus der philosophischen Geschichte beyzufügen, aufgegeben. Bey der Erklärung philosophischer Schriften der Alten in Gymnasien kann man gelegenheitlich so viel von der Geschichte und dem Unterschied der ältern philosophischen Sekten sagen, als zur Verständlichkeit dieser Schriften nöthig ist. Und zu einem vollständigern Studium der philosophischen Geschichte ist in der Folge noch Zeit.

Wer den Zweck dieser Schrift vor Augen behält, wird es hoffentlich nicht tadelnswürdig finden, daß man darin fast gar keine literarischen Notizen findet. Auf alle Fälle scheint die Auswahl der bey jedem Hauptabschnitte anzuführenden Schriften blos dem Lehrer überlassen werden zu müssen, weil dieser seine Lehrlinge am besten kennt, und also bestimmen kann, was für sie gehört.

Vielleicht finden auch Lehrer auf Universitäten dieses Lehrbuch brauchbar, um encyclopädische Vorlesungen über die Philosophie darnach zu halten, die als Vorbereitung zu einem weitläuftigern Unterricht über die einzelnen philosophischen Wissenschaften angesehen werden können.

Der Verfasser der Aesthetik ist mein Bruder C. W. Snell, Rektor des Gymnasiums zu Idstein. Er hat mich ersucht folgende Bemerkungen in diese Vorrede aufzunehmen.

„Die geringe Bogenzahl, welche der Kritik des Geschmacks in diesem Lehrbuche

buche eingeräumt werden konnte, wird die Kürze und Unvollständigkeit, worin solche hier erscheint, bey jedem billigen Beurtheiler hinlänglich entschuldigen. Es sollte und konnte nichts weiter geliefert werden, als eine kleine Vorbereitung auf ein gründlicheres Studium der Geschmackslehre: und der Verfasser ist schon zufrieden, wenn es ihm nur gelungen ist, etwas zu liefern, was, als Vorschmack der Aesthetik, taugt, Jünglingen von einiger Fähigkeit für Beschäftigungen dieser Art dieses Studium auf die Zukunft zu empfehlen, und ihnen durch eine deutliche Entwickelung der Hauptideen, worauf die Geschmacksphilosophie erbaut werden muß, die fernere Bearbeitung dieses angenehmen Faches einigermaßen zu erleichtern. Daß er die vorzüglichsten hierher einschlagenden Schriften, besonders Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, mit sorgfältiger Auswahl des hierher Gehörigen und mit eigner Prüfung, nach Möglichkeit benutzt habe, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Er hat sich

durch

durch seine große Hochachtung gegen den unsterblichen Kant nicht verleiten lassen, aus dessen eben gedachtem vortrefflichen Werke irgend etwas in diesen Grundriß der Geschmacksphilosophie aufzunehmen, was er entweder dem Zwecke desselben nicht vollkommen angemessen erachtete, oder von dessen Wahrheit er nicht überzeugt ist. Selten konnte er dem großen Manne in seinen tiefsinnigen Untersuchungen weit folgen, weil weder der Raum, noch die Bestimmung dieses Grundrisses solches verstattete. Einige seiner Hauptideen über Schönheit, Erhabenheit, Kunst, u. s. w. suchte der Verfasser, soweit dieses geschehen konnte, auf eine etwas populäre Art zu entwickeln und allgemein verständlicher zu machen: zuweilen aber muste er sich begnügen, blos die Resultate des Kantischen Tiefsinnes zu liefern: oft fand er den Ausdruck des großen Weltweisen, so bestimmt, so deutlich, so unübertrefflich passend, daß er es für unverantwortlich hielt, eine Veränderung damit vorzunehmen. Indessen verges-

se

se man nicht, daß in einen solchen Entwurf für Anfänger gar Manches, so wahr, so vortrefflich es auch im Kantischen Werke ausgeführt ist, entweder gar nicht, oder doch nicht in der Gestalt, wie es die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft darstellt, konnte und durfte aufgenommen werden. Der Verfasser fand sich durch mancherley Rücksichten auf die Bedürfnisse und auf die Fassungskräfte derjenigen Jugend, für welche diese Skizze der Geschmackskritik eigentlich bestimmt ist, mehrmahls genöthigt, in Gedanken und Ausdruck, in Erklärungen, in Eintheilung und Anordnung der Materien, u. s. w. von dem großen Verfasser jenes berühmten Werks abzugehen: ob dieses mit oder ohne Grund und ob es jedesmahl auf eine der Bestimmung dieses Grundrisses angemessene Art geschehen sey, hierüber entscheide das zu einem kompetenten Urtheile in solchen Sachen hinlänglich qualificirte Publikum. Der Verfasser ist für seine Person und nach seinen Erfahrungen vollkommen über-

zeugt, daß dieser — obgleich noch so mangelhafte Entwurf einer Kritik des Geschmacks nichts enthalte, was nicht ein geschickter Lehrer jungen Leuten von einiger Fähigkeit und Geistesreife sowohl ganz verständlich, als auch sehr anziehend und nützlich zu machen wissen wird." *)

*) Seit der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Buchs ist eine ausführliche Bearbeitung dieses Grundrisses der Geschmackskritik erschienen unter dem Titel: Lehrbuch der Kritik des Geschmacks mit beständiger Rücksicht auf die Kantische Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, ausgearbeitet von Christian Wilhelm Snell, Prorektor des Gymnasiums zu Idstein. Leipzig, 1795.

Vor-

Vorerinnerung
zur vierten Auflage.

Die günstige Aufnahme der ersten drei Auflagen dieses Lehrbuchs machte es den Verfassern zur Pflicht, bey einer sorgfältigen Durchsicht manche Punkte in dieser vierten Auflage genauer zu bestimmen, und hie und da nöthige Zusätze zu machen. Mehrere gegründete Erinnerungen in Recensionen dieses Werkchens haben sie dankbar aufgenommen und zu benutzen gesucht. Viele Veränderungen damit vorzunehmen, oder es weiter auszudehnen, (wodurch es auch theurer

geworden wäre) hielten sie nicht für dienlich, da es schon in manchen Gymnasien eingeführt ist, auch auf Akademieen Vorlesungen darüber gehalten werden, und also aus einer merklichen Verschiedenheit der beyden Ausgaben manche Unbequemlichkeiten entstehen würden. Die weitere Auseinandersetzung der Lehren, welche hier nur kurz dargestellt werden konnten, muß dem mündlichen Unterricht überlassen werden. — Daß in dieser Auflage die Anmerkungen mit kleinerer Schrift gedruckt sind, wird vielleicht etwas zur Deutlichkeit beytragen.

Inhalt.

Erster Theil.

Einleitung. Von der Philosophie überhaupt. §. 1. — 8.

I. Empirische Psychologie.

Vorerinnerungen. §. 9. — 15.

1. Allgemeine Betrachtungen über die Seele und ihre Verbindung mit dem Körper. §. 16 — 22.

2. Von der Sinnlichkeit. §. 23 — 65.

3. Von dem höhern Erkenntnisvermögen. §. 66 — 82.

4. Von dem Gefühlvermögen. §. 83 — 94.

5. Von dem Begehrungsvermögen. §. 95 — 104.

II. Logik.

Vorerinnerungen. §. 105. 106.

Erster Abschnitt. Gesetze des Denkens. §. 107 — 148.

1. Von

1. Von den Begriffen. §. 108 — 117.

2. Von den Urtheilen. §. 118 — 133.

3. Von den Vernunftschlüssen. §. 134 — 148.

Zweyter Abschnitt. Anwendung der Gesetze des Denkens zur Erforschung der Wahrheit und Vermeidung der Irrthümer. §. 149 — 186.

1. Mancherlei Irrthümer und Mittel dagegen. §. 150 — 166. Irrthümer der Sinne. §. 152 153 — Der Einbildungskraft. §. 154 155 — Des Gedächtnisses. §. 156. 157. — Aus Mangel an Aufmerksamkeit. §. 158. 159. Aus Neigungen und Leidenschaften. §. 160. 161. — Aus Mängeln der Sprache. §. 162. — Aus Vorurtheilen. §. 163 — 166.

2. Regeln zur Anwendung und Uebung der Seelenkräfte. §. 167 — 186. Von den eigenen Erfahrungen, (Beobachtungen und Versuchen). §. 168 — 172. — Von Prüfung des Zeugnisses anderer Menschen — Kritik — Auslegungskunst. §. 173 — 179. — Von der Lektüre. §. 180. 181. — Von dem mündlichen Unterricht — Disputiren — §. 182 — 186.

III. Metaphysik.

Vorerinnerungen. §. 187. 188.

1. On-

Inhalt.

1. Ontologie. §. 189 — 217.

a. Von den Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. §. 189. 197.

b. Von Substanz und Accidenz, Ursache und Wirkung und Wechselwirkung. §. 198 — 205.

c. Von Quantität und Qualität, Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge. §. 206 — 212.

d. Von Raum und Zeit. §. 213 — 216.

e. Von dem Einfachen und Zusammengesetzten. §. 217 — 219.

2. Rationale Kosmologie. §. 220 — 225.

3. Rationale Psychologie. §. 226 — 233.

IV. Aesthetik.

1. Von dem Schönen §. 234 — 246.

2. Von dem Großen und Erhabenen. §. 247 — 256.

3. Von dem Rührenden. §. 257 — 259.

4. Von dem Lächerlichen. §. 260 — 263.

5. Von den schönen Künsten überhaupt. §. 264. — 273.

6. Eintheilung und besondere Betrachtung der schönen Künste §. 274 — 286.

7. Von

7. Von dem Kunstgenie. §. 287 — 289.
8. Vom Geschmack. §. 290 — 294.

Zweyter Theil.

V. Moralphilosophie. §. 1 — 79.
Einleitung. §. 1 — 8.
1. Grundbegriffe der Moral. §. 9. — 49.
2. Lehre von den Pflichten. §. 50 — 76.
a. Pflichten gegen uns selbst. §. 50 — 57.
b. Pflichten gegen andere. §. 58 — 73.
c. Pflichten gegen Gott. §. 74 — 76.
3. Von den Mitteln zur Tugend. §. 77 — 79.
VI. Naturrecht. §. 80 — 101.
VII. Moralische Religionslehre. §. 102 — 142.
1. Allgemeine Betrachtungen. §. 102 — 119.
2. Von Gott. §. 120 — 138.
3. Von der Unsterblichkeit der Seele. §. 139 — 142.

Einleitung.

Von der Philosophie überhaupt, dem Zweck und Nutzen derselben und ihren Theilen.

§. 1.

In den frühesten Zeitaltern der Welt übten die Menschen ihre Verstandeskräfte nur durch Nachdenken über sinnliche Gegenstände, welche ihnen nahe lagen, und über die alltäglichen Erfahrungen, welche auf ihr Wohl und Wehe Beziehung hatten. Die Sorge für ihre nothwendigsten Bedürfnisse, z. B. Nahrung, Kleidung, Wohnung, Schutz gegen wilde Thiere und raubsüchtige Nachbarn gaben ihnen genug Beschäftigung. — Bey weitern Fortschritten in der Kultur thaten sich einzelne vorzügliche Köpfe dadurch hervor, daß sie allgemeinere Betrachtungen über den Menschen, seine Bestimmung in dieser Welt, und über die beste Einrichtnng bürgerlicher Gesellschaften anstellten. Sie kleideten ihre Moral in kurze Sittensprüche ein, und wurden Lehrer

der Lebensweisheit für ihr Zeitalter, und Gesetzgeber für die neuentstehenden Staaten.

Unter den ältern Griechen erhielten solche Männer, wie z. B. Thales, Solon, den ehrenvollen Namen der Weisen. Pythagoras nannte sich einen Liebhaber der Weisheit, oder Philosophen. Seit dieser Zeit wurde der Ausdruck Philosophie, Liebe zur Weisheit, gewöhnlich.

§. 2.

Als die dringendsten Bedürfnisse der Menschen befriedigt waren, so erwachte ihre Neigung zu Bequemlichkeit und sie fanden Vergnügen am Schönen. Es entstanden Dichter und Künstler. Andre denkende Köpfe dachten über den mannigfaltigen Gebrauch der Naturprodukte nach, stellten Versuche an, erfanden Heilmittel für Krankheiten u. s. w. Andere machten die Natur überhaupt und die Erklärung der vorzüglichsten Naturerscheinungen zu Gegenständen ihrer Untersuchungen. In dem Maaße, als der Geist einer Nation durch Dichter und Volksphilosophen gebildet wurde, erwachte immer mehr die Neigung, die Gründe und den Zusammenhang der Dinge einzusehen. Dieses Streben des Verstandes nach Wahrheit brachte die schönsten Blüthen hervor, welche dem menschlichen Geschlechte viele heilsame und vortrefliche Früchte versprachen.

§. 3.

§. 3.

Die Menschen mußten erst viele einzelne Entdeckungen im Reiche der Wahrheit machen, ehe sie an wissenschaftliche Systeme denken konnten; man mußte erst lange philosophiren, ehe die Philosophie als Wissenschaft entstehen konnte. Alle Kenntnisse der Menschen werden entweder aus Grundsätzen der Vernunft, oder aus Thatsachen geschöpft. Die erstern sind die philosophischen, die letztern die historischen Kenntnisse: z. B. Geschichte der Weltbegebenheiten, der menschlichen Handlungen, Beschreibungen der Naturdinge, der Werke der Kunst und aller solcher Einrichtungen, welche von der Willkühr der Menschen abhängen. Man kann über alle diese Gegenstände der Geschichte, über alle Angelegenheiten des gemeinen Lebens, Künste, Ackerbau, Handlung u. d. gl. philosophiren, indem man die innern Beschaffenheiten der Dinge entwickelt, die Ursachen ihrer Verschiedenheit zeigt, ihren Zusammenhang aufsucht, und die verschiedenen Erscheinungen aus allgemeinen Gründen erklärt. Eine solche philosophische Behandlungsart unserer Kenntnisse ist von der Wissenschaft, welche Philosophie heißt, verschieden.

§. 5.

Wenn Kenntnisse in einer solchen Verbindung stehen, daß sie ein zusammenhängendes

Ganzes ausmachen, und auf gewissen Principien beruhen, so hießen sie systematisch. Ein Inbegriff von systematischen Kenntnissen heißt eine Wissenschaft. Erfahrungswissenschaften beruhen auf Gründen, welche die Erfahrung liefert; Vernunftwissenschaften auf Grundsätzen der Vernunft. — Philosophie ist eine Vernunftwissenschaft aus Begriffen. Aus dieser Erklärung ist offenbar, daß Philosophie (im engern Sinne) von allen Arten der Geschichte, von philosophischen systematischen Erfahrungswissenschaften, und von allen unsystematischen philosophischen Kenntnissen unterschieden ist. Die Gründe, warum die Mathematik oder Größenlehre nicht zur Philosophie gerechnet werden kann, können hier noch nicht ausgeführt werden. — Einige Theile der Philosophie (im weitern Sinne) z. B. empirische Psychologie, empirische Physik, stützen sich zum Theil auf Vernunftbegriffe, zum Theil auf Erfahrung.

Der Mensch selbst, als vernünftig sittliches Wesen, ist das hauptsächlichste Objekt des Nachdenkens für den Menschen. Auf ihn bezieht sich alles andere. Die Philosophie untersucht zuerst die Natur des Menschen, seine Fähigkeiten, Kräfte, Bedürfnisse, Anlagen des Verstandes, Willens, Gefühlvermögens, sein Verhältniß gegen die Welt, seine Bestimmung in diesem Leben, und seine Erwartungen auf die Zukunft. Ferner handelt sie von den allgemeinen Eigenschaften der

andern Dinge in der Welt, welche alle auf den Menschen Beziehung haben. Endlich sucht sie die Beweise für das Daseyn eines höchsten Wesens auf, und bemühet sich, richtige Begriffe von den Eigenschaften dieses Wesens, und von seinem Verhältnisse gegen die Welt, aufzustellen.

§. 5.

Aus dem angegebenen Inhalt dieser Wissenschaft siehet man, von welchem ausgebreiteten Nutzen das ernstliche Studium derselben für jeden Menschen ist, dem es um Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens zu thun ist.

Sie befördert und erhält die Achtung gegen den Menschen, als Menschen, und gegen seine Rechte; ferner Wahrheitsliebe und reine Moralität in Gesinnungen und Handlungen: denn der ächte Philosoph wird seine höchste Würde darinn setzen, nach Zwecken der Vernunft zu handeln. Sie bemüht sich, Aberglauben, Schwärmerey, Intoleranz und niedrige Selbstsucht, diese Pest der menschlichen Gesellschaft, auszurotten, und alle Irrthümer, welche aus Vorurtheilen und Leidenschaften entstehen, aufzudecken.

Das Studium jeder systematischen Wissenschaft gewöhnt den Geist zur Ordnung, Bestimmtheit, Deutlichkeit und anhaltenden Aufmerk-

merksamkeit. Also auch in dieser Rücksicht ist Philosophie eine vortrefliche Uebung für den Verstand, und macht ihn zu andern Geschäften, welche Untersuchungsgeist und gereifte Urtheilskraft erfordern, geschickter.

Endlich ist die Philosophie auch als die Grundlage der meisten Wissenschaften anzusehen, weil sie ihre Principien aus derselben hernehmen müssen. Gesetzgeber, Rechtslehrer, Erzieher, Volkslehrer, Politiker, Sprachforscher, Aerzte u. s. w. werden die Gründe ihrer Wissenschaften richtiger einsehen, und sich den Gang ihres Studiums sehr erleichtern, wenn sie zugleich mit den Hauptwahrheiten der Philosophie vertraut sind.

§. 6.

Die philosophischen Wissenschaften können nach verschiedenen Rücksichten eingetheilt werden. Eine der gewöhnlichsten Eintheilungen, welche sich leicht übersehen läßt, ist die in theoretische und praktische Philosophie. Der Hauptzweck der erstern ist der Unterricht des Verstandes; der letztern aber die Lenkung und Verbesserung des Willens.

Weil die Einsichten des Verstandes auf den Willen Einfluß haben, und jedes Wollen auch Denken voraussetzt: so werden die Grenzen der theoretischen und praktischen Philosophie öfters in einander zu laufen

scheinen. Aber diese Schwierigkeit verschwindet, wenn man bedenkt, daß diese Eintheilung sich nur auf die Hauptzwecke von beiden gründet.

§. 7.

Zu der theoretischen Philosophie gehören:

1) Logik. Sie lehrt erstlich, welches die nothwendigen und allgemeinen Gesetze des Denkens seyen, zweitens giebt sie Regeln, wie diese allgemeine Gesetze richtig angewendet werden sollen, um Wahrheit zu erkennen und Irrthum zu vermeiden. —

2) Metaphysik. Ihre Theile sind: a) Ontologie, ein System von allgemeinen Begriffen und Grundsätzen der Vernunft, welche sich auf alle Gegenstände überhaupt beziehen; b) rationale Psychologie; c) rationale Kosmologie; d) rationale Theologie. Sie enthalten die Lehren von der menschlichen Seele, von der Welt überhaupt und von Gott aus Vernunftbegriffen.

3) Empirische Psychologie, ein Inbegriff der Kenntnisse von den Eigenschaften, Kräften und Wirkungen der menschlichen Seele, welche wir durch Erfahrungen erhalten.

4) Aesthetik, allgemeine Theorie des Schönen und Erhabenen in der Natur und den schönen

nen Künsten; oder Philosphie des Geschmacks-vermögens.

5) **Physik.** Die Lehre von den Gesetzen, nach welchen die Veränderungen in der Körperwelt vorgehen; von den Kräften und andern Eigenschaften der Körper. a) **Metaphysische Naturwissenschaft** enthält die allgemeinsten Gesetze der Natur. b) **Naturlehre oder empirische Physik** handelt von den besondern Körpern, z. B. Luft, Licht, Feuer u. s. w. von der Einrichtung des Weltgebäudes und der Erde überhaupt. — Naturgeschichte, Chemie, Anatomie u. d. gl. sind Hülfswissenschaften der Physik.

Die physikalischen Wissenschaften konnten wegen ihres großen Umfangs nicht in dieses Lehrbuch aufgenommen werden.

§ 8.

Die Theile der praktischen Philosophie sind folgende:

1) **Moral.** Die Philosophie über die höchste Bestimmung des Menschen, welche er durch Befolgung seiner Pflichten, oder der allgemein gültigen Vernunftgesetze erreichen soll.

2) **Naturrecht.** Philosophie über die Rechte des Menschen, die Freyheit anderer Menschen so weit einzuschränken, als dieses durch seine Pflicht nothwendig oder zulässig ist.

3) Mo-

3) Moralische Religionslehre. Enthält die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele und das Daseyn Gottes aus Betrachtung der moralischen Natur des Menschen und seiner höchsten Bestimmung.

Die Ordnung, nach welcher die philosophischen Wissenschaften in diesem Lehrbuche abgehandelt werden sollen, und welche dem Verfasser desselben die schicklichste für Anfänger geschienen hat, ist folgende: 1) Erfahrungsseelenlehre, 2) Logik, 3) Metaphysik, 4) Aesthetik, 5) Moral, 6) Naturrecht, 7) moralische Religionslehre. Die vorzüglichsten Grundsätze der allgemeinen moralischen Klugheitslehre, und der philosophischen Staatswissenschaft sollen bey Gelegenheit eingeschaltet werden. Die moralische Klugheitslehre oder Politik ist ein Inbegriff von praktischen Regeln zur Erlangung der Glückseligkeit durch solche Mittel, welche sich mit der höheren moralischen Bestimmung des Menschen vertragen. Die philosophische Staatswissenschaft ist eine besondere Anwendung der Lehren der Moral, des Naturrechts und der ihnen untergeordneten Lehren der Politik. Sie enthält die Regeln, wie man mit Weisheit nach sittlichen Gesetzen und mit Klugheit einen Staat einrichten und verwalten soll.

Empirische Psychologie oder Erfahrungsseelenlehre.

Vorerinnerungen.

§. 9.

Beobachtungen, welche wir über unsere eigene Seele und ihre Kräfte, und über andere Menschen, sowohl unsere Zeitgenossen, als die, welche vor uns gelebt haben, und deren Denk- und Handlungsweise uns durch die Geschichte bekannt wird, anstellen, liefern uns reichlichen Stoff zu Bemerkungen. Wenn diese Wahrnehmungen und Bemerkungen über die Empfindungen, Gefühle, das Denken und Begehren des menschlichen Geistes gesammelt, und mit einander verglichen werden, um dadurch allgemeine Regeln zu entdecken, wonach sie sich erklären lassen: so entsteht die Wissenschaft, welche empirische Psychologie oder Erfahrungsseelenlehre genennt wird. Nur in diesem Falle verdient sie den Nahmen einer Erfahrungswissenschaft; aber nicht, wenn die Beobachtungen isolirt oder einzeln stehen bleiben, und zu keinem Ganzen verknüpft werden.

Die medicinische Anthropologie oder Physiologie des menschlichen Körpers beschäftigt sich blos mit

Wahr-

Wahrnehmungen der Kräfte unsers Körpers, seiner Theile, ihres Zusammenhangs und wechselseitigen Einflusses, und mit der Entdeckung der Gesetze, nach welchen jene Erscheinungen erklärt werden können. Wegen des wechselseitigen Verhältnisses, worin Seele und Körper stehen, muß der Psycholog auch manche Kenntnisse aus der Physiologie benutzen, wenn er seine Wahrnehmungen und Bemerkungen über die Seele systematisch ordnen und die dabey vorkommenden Erscheinungen erklären will.

§. 10.

Der Gegenstand der empirischen Seelenlehre ist der menschliche Geist in allen seinen Wirkungen, Thätigkeiten, Verhältnissen und Lagen, nach allen Veränderungen, welche durch Organisation, Geistesanlagen, Lebensalter, Geschlechtsunterschied, Klima, Regierungsverfassung, Religion, Unterschied der Stände u. s. w. entstehen. Die Beobachtung muß sich über alle innere Zustände, z. B. Gefühle, Leidenschaften, Vorstellungen, Begierden — über seine Sprache, Handlungen u. s. w. erstrecken. Hieraus ist offenbar, von von welchem weiten Umfange diese Wissenschaft sey. Daher können hier nur die Hauptsätze derselben angeführt werden, um zu dem weitern Studium dieser nützlichen Kenntnisse vorzubereiten und einzuladen.

Wir lernen durch Erfahrung nicht, was die Seele für ein Ding an sich sey: sondern wir lernen sie nur so weit kennen, als sie sich durch ihre Wirkungen, deren

deren wir uns theils selbst bewußt sind, und die wir theils an Andern wahrnehmen, offenbaret.

§. 11.

Die Quellen, woraus der Psycholog schöpfen kann, sind von mancherley Art. Ausser eigenen geprüften Wahrnehmungen über sich selbst und andere Menschen, muß er auch die Erzählungen anderer aufrichtiger und geschickter Beobachter der menschlichen Natur benutzen. Ferner, solche Schriften, welche den Menschen nach seinen verschiedenen Verhältnissen getreu darstellen, z. B. Werke guter Geschichtschreiber, Reisebeschreibungen, Charakterschilderungen, Lebensbeschreibungen u. d. gl. — Auch Beobachtungen, die mit Fleiß und Geschicklichkeit über seltene und ausserordentliche Zustände angestellt werden, in welchen sich der Mensch auf einer neuen Seite zeigt: z. B. über Taubstumme, Nachtwandler, Verrückte und manche andere Kranke.

§. 12.

Nothwendige Eigenschaften eines Psychologen sind:

1) durch Uebung geschärfter Beobachtungsgeist und Scharfsinn, um die feinen Unterschiede der Empfindungen und Vorstellungen zu bemerken. Er muß auch auf Kleinigkeiten aufmerksam seyn, und auch das Alltägliche und Gemeine sorgfältig beobachten und untersuchen.

2) Frey-

2) Freiheit von Vorurtheilen und gewissen Lieblingsmeinungen, die ohne Prüfung zur Erklärung gewisser Seelenzustände öfters angenommen werden. Er darf auch seine eigene Erklärungen uud Meinungen nicht für beobachtete Thatsachen ausgeben.

3) Er muß sich theils durch Umgang, theils durch Lectüre Bekanntschaft mit Menschen aus allen Ständen zu erwerben suchen.

§. 13.

Der Psycholog muß auch die vielen Schwierigkeiten bey dem Studium der menschlichen Seele kennen, um sich vor übereilten Schlüssen und Irrthümern zu hüten. Die vorzüglichsten Schwierigkeiten sind folgende:

1) Man kann seine eigene Seele als ein geistiges Wesen nicht wie die Körper durch äussere Sinne beobachten, sondern nur durch den innern Sinn; und dieses erfordert viele Anstrengung. Innere Erscheinungen sind nicht so lange dauernd, als die Erscheinungen des Körpers. Man kann sie nicht so nach Absicht verändern und leicht wiederholen, wie die körperlichen. Die Seele muß zugleich Beobachter und beobachteter Gegenstand seyn; wie leicht geschieht es also, daß sie den rechten Augenblick zur Beobachtung ungenüzt vorbeygehen läßt, oder daß sie sich desjenigen Zustandes, über welchen sie Untersuchungen

gen und Beobachtungen anstellen will, nur unvollkommen, ja gar unrichtig erinnert! Ferner werden auch die körperlichen Ursachen von gewissen Seelenzuständen nicht selten aus der Acht gelassen, weil die wechselseitigen Einflüsse der Seele und des Körpers nie vollkommen eingesehen werden.

2) Vorzüglich ist es in dem Zustande der Leidenschaft fast nicht möglich, daß der Geist, der zu sehr beschäftigt ist, und von Gefühlen bestürmt wird, deutliche und richtige Beobachtungen über sich anstellen könne. Die Menge dessen, was in kurzer Zeit zu bemerken wäre; die dunkeln Vorstellungen, welche oft Ursachen von wichtigen Veränderungen sind; das starke Interesse, welches die Seele alsdann für andere Gegenstände empfindet — dieses alles erschwert die Selbstbeobachtung, und macht, daß sie erst hinterher angestellt werden kann, wo aber freylich manches nicht in der gehörigen Klarheit und Richtigkeit erscheint.

3) Beobachtungen über andere Menschen sind nicht zuverlässig, weil wir ihnen nicht ins Herz sehen können. Sie pflegen sich öfters alsdann desto mehr zu verbergen, wenn sie merken, daß sie beobachtet werden.

4) Es giebt wenige Menschen, die sich selbst beobachten. Unter diesen wenigen sind manche, die ihre Selbstbeobachtungen Niemand mitthei-

len; manche, die aus Interesse nur halb wahre oder ganz falsche Bemerkungen über ihren Charakter mittheilen, wenn sie glauben, daß ein aufrichtiges Geständniß ihnen nachtheilig seyn könnte.

Doch alle diese Schwierigkeiten sind nicht unüberwindlich. Sie sollen uns nur desto mehr anreizen, um durch Anstrengung und Fleiß die Kenntniß des Menschen erweitern und befördern zu helfen.

§. 14.

Der Nutzen der Psychologie ist mannigfaltig.

1) Sie ist sehr angenehm und unterhaltend. Durch sie wird der Beobachtungsgeist und das Nachdenken über den Menschen, seine Kräfte, seine Vorzüge vor andern Geschöpfen, seine Neigungen, Leidenschaften erweckt; und dadurch überhaupt die Lust zu dem Studium der übrigen philosophischen Wissenschaften erregt und unterhalten.

2) Das Studium der Geschichte, Sprachen, Lebensart und Sitten der Völker wird nur dadurch recht nützlich und interessant, daß man sich gewöhnt, bey jeder Gelegenheit sowohl eigene psychologische Bemerkungen zu machen, als auch die, welche in Schriften vorkommen, zu sammeln und zu ordnen. Dazu gehört aber nothwendig eine systematische Uebersicht der Kenntnisse von der menschlichen Seele.

3) In

3) In vielen praktischen Wissenschaften bedarf man psychologischer Vorkenntnisse. Jeder, der sich mit Bildung der Menschen beschäftigt, er mag nun ein Jugenderzieher, oder Volkslehrer, oder ein Gesetzgeber seyn, muß, wenn er nicht umsonst arbeiten will, den Menschen seiner Natur gemäß behandeln, die er zu diesem Ende genau kennen muß. Die Staatsklugheit, Regierungskunst, angewandte Logik, philosophische Sprachlehre, Aesthetik oder Philosophie des Geschmacks, müssen zum Theil auf die Gründe der Erfahrungsseelenlehre gebaut werden. Auch der Arzt, der Rechtsgelehrte, und überhaupt jeder, der auf Geisteskultur Anspruch machen will, kann dieselbe nicht entbehren.

§. 15.

Nach folgender Ordnung wollen wir hier die Hauptlehren der empirischen Psychologie durchgehen. 1) Allgemeine Betrachtungen über die Seele und ihre Verbindung mit dem Körper. 2) Von der Sinnlichkeit. 3) Von dem Verstande. 4) Von dem Gefühlvermögen. 5) Von dem Willensvermögen.

I. Allgemeine Betrachtungen über die Seele und ihre Verbindung mit dem Körper.

§. 16.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Die Seele ist dasjenige Wesen, welches durch die

die Augen, Ohren und andere Sinne Eindrücke und Vorstellungen von äußern Gegenständen empfängt, und sich nach einiger Zeit derselben wieder erinnern kann; welches in uns denkt, urtheilt, Ueberlegungen und Vergleichungen anstellt; welches bald von angenehmen, bald von unangenehmen Gefühlen afficirt wird, und etwas begehrt oder verabscheuet, nachdem es ihm angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich, gut oder böse vorkommt. Dieses alles lehrt das Selbstbewußtseyn.

§. 17.

Die Seele ist in diesem Leben mit einem Körper verbunden, welcher als das Organ derselben betrachtet werden muß. Denn durch die Sinnenwerkzeuge und Nerven des Körpers bekommt die Seele Vorstellungen von Dingen in der Welt; und wenn die Seele auf Gegenstände der Sinnenwelt wirken will; so sezt sie den Körper, seine Muskeln, Knochen, Gelenke, Glieder in Bewegung, je nachdem es ihre Absicht erfordert.

§. 18.

Der menschliche Körper besteht aus Theilen, welche zweckmäßig zusammengefügt sind. Er ist ein organischer Körper. In einem organischen Produkt der Natur, z. B. einer Pflanze einem menschlichen oder Thierkörper, ist nichts

umsonst, oder zwecklos; alle Theile desselben sind sowohl Zweck an sich, als auch Mittel zur Erhaltung der andern Theile. Jeder Theil ist durch die andern und auch für die andern da; z. B. wenn der menschliche Körper ein Glied oder eine starke Quantität von Blut verliehret, so hat dieses Einfluß auf den ganzen Körper. Es entsteht daraus Schwäche, Ohnmacht, oder sogar der Tod. — Wenn ein Stück Fleisch ausgeschnitten wird, so setzt sich wieder neues Fleisch an, der Verlust des Bluts wird durch anderes ersetzt. Also erhalten sich die Theile wechselsweise.

Das Wachsen der organischen Körper ist keine mechanische Vergrößerung, wie wenn durch Wind Sandberge, durch Wasser Erdhügel zusammengeführt, oder durch unterirdisches Feuer Vulkane hervorgetrieben werden. So viele verschiedne Pflanzen ziehen Säfte durch Wurzeln und Blätter in sich; jede scheidet und bildet diese Säfte, wie es ihre Natur mit sich bringt. Thiere und Menschen athmen von einerley Luft ein, trinken dasselbe Wasser, geniessen einerley Speisen, und diese werden in den Eingeweiden zu Nahrungssaft, Blut und festen Theilen bereitet. Dieser Stoff wird in jedem thierischen Körper auf eigene Art geschieden und gebildet, wird im Körper vertheilt, oder setzt sich irgend an einem Gliede an, und nimmt die Natur des organischen Körpers an, mit dem er sich vereinigt hat. So wächst also der menschliche Körper als organisches Wesen nach diesen Gesetzen aus sich selbst, und durch Hülfe der assimilirten Stoffe zu derje-

derjenigen eigenthümlichen Form, die für seine Bestimmung die zweckmäßigste ist.

§. 19.

Die Nerven sind die Werkzeuge, durch welche die Seele eines Theils Empfindungen und Vorstellungen erhält, andern Theils den Körper in Bewegung setzt. Sie entspringen alle entweder aus dem Gehirn oder aus dem Rückenmark, welches mit dem Gehirn zusammenhängt. Hierauf breiten sie sich nach allen Theilen des Körpers aus, und zertheilen sich in eine große Menge feiner Fäden oder Fasern, welche bis an die äussersten Enden der Glieder fortlaufen. Alle Nerven sind mit einander verbunden, wirken wechselsweise auf einander und theilen sich einander die Bewegungen mit. Alle Theile des Körpers, in welchen Nerven befindlich sind, haben Empfindungen z. B. schmerzhafte Gefühle, wenn sie gestoßen, gestochen, gebrennt werden. Die Haare, Nägel an den Fingern u. d. gl. haben daher keine Empfindung. Je mehr Nerven sich in einem Gliede concentriren, desto empfindlicher wird dasselbe, wie z. B. die äussern Spitzen der Finger, der Zehen, die Decke des Gaumens und andre Theile des Kopfs, der Magen, die Gedärme u. s. w.

§. 20.

Das Leben, und also die willkührliche Bewegung des Körpers, hat seinen Grund in der Seele. Denn die Materie allein ist leblos. Das Princip des Lebens muß daher in dem mit der Materie verbundenen Wesen liegen, welches empfindet, Vorstellungen und Begierden hat. Die Seele wirkt auf das Gehirn und Nervensystem, und die Nerven reitzen die Muskeln und Flechsen zur Thätigkeit, wodurch die Gelenke und Glieder in Bewegung gesetzt werden.

§. 21.

Daß Seele und Körper in einer genauen Gemeinschaft mit einander stehen, und wechselseitigen Einfluß auf einander haben, ist durch viele Erfahrungen offenbar; z. B. wenn die Gesichtsnerven durch Lichtstrahlen, die Gehörnerven durch den Schall afficirt werden, so erhält die Seele Vorstellungen von äusseren Dingen. Ein gesunder Körper, gute Verdauung, leichter Umlauf des Geblüts und anderer Säfte bewirkt Heiterkeit des Geistes und erhält seine Kraft zur Thätigkeit. Verstopfungen der Eingeweide, Verdorbenheit der Säfte, sind Ursache von Unlust, Trägheit, zuweilen von Melancholie oder Raserey. Beschädigung des Gehirns bewirkt öfters Verstandesschwäche oder völligen Wahnwitz. Jeder Zustand des Gehirns, seine Festigkeit,

keit, Weichheit, Trockenheit, hat Einfluß auf die Seele. Die Begierden nach Nahrung, Wärme, Bewegung u. d. gl. hängen vom Körper ab. — Eben so wirkt die Heiterkeit der Seele auch wohlthätig auf den Körper. Eine angenehme Nachricht, Vergnügen über eine edle That, über die Einsicht wichtiger Wahrheiten, theilt auch dem Körper eine gewisse Lebhaftigkeit mit, das Blut läuft geschwinder, die Mienen heitern sich auf. Manche ergötzende Vorstellungen erregen Lachen. Leidenschaften des Zorns, der Furcht, des Schreckens u. d. gl. haben oft große Wirkungen auf den Körper. Je thätiger und ausgebildeter der Geist ist, desto bestimmter und schärfer sind die Umrisse des Gesichts und des Kopfs, u. s. w.

So lange wir in dieser Sinnenwelt leben, kann die Seele nur vermittelst ihres Organs, des Körpers, wirksam seyn. Wenn diese Gemeinschaft der Seele und des Körpers durch den Tod aufhört, so hört auch die jetzige Wirkungsart der Seele in der Sinnenwelt auf. Ob unsere Seele in dem künftigen Zustande nach diesem Leben auch noch mit einem feinern Körper verbunden sey? ist eine Frage, welche durch die Erfahrung nicht entschieden werden kann. Dieses kann aber unserem Glauben an die Unsterblichkeit nicht hinderlich seyn, welcher auf festen Gründen ruhet, die von obigen Betrachtungen unabhängig sind.

§. 22.

§. 22.

Die eigentliche Art und Weise, wie Seele und Körper auf einander wirken, können wir nicht erklären, weil wir nicht wissen, was beyde für Dinge an sich sind. Die Erfahrung lehrt nur so viel, daß die Wirksamkeit der Seele auf den Körper vermittelst der mit dem Gehirn und Rückenmark verbundenen, und durch den ganzen Körper verbreiteten Nerven geschiehet. Es ist aber noch ungewiß, ob dieses durch eine flüssige Materie in denselben, einen Nervengeist oder durch die Bewegung der festen Theile derselben und ihre Reizbarkeit, oder auf andere Art geschieht. Alle Hypothesen, die ehemals über dieses Verhältniß ausgedacht worden sind, oder noch künftig ausgedacht werden können, gehören nicht in die Erfahrungsseelenlehre.

Die Seele ist kein sinnliches Wesen und in keinen Raum eingeschlossen; daher kann man ihr auch keinen gewissen Ort im Körper, als ihren Sitz, anweisen. Sie ist im ganzen Körper wirksam. — Jedoch sind gewisse Theile unsers Leibes z. B. das Gehirn, das Herz, so beschaffen, daß durch ihre Verletzung das ganze System der Organisation zerstört wird. Mit ihnen muß also die Seele, das Princip des Lebens, in der genauesten Vereinigung stehen.

II. Von

II. Von der Sinnlichkeit.

§. 23.

Der Mensch hat die Fähigkeit, durch Eindrücke Vorstellungen von den Gegenständen zu empfangen; und diese heißt die Sinnlichkeit. Die Veränderungeu welche durch Objekte in unserer Seele gewirkt werden, können entweder Empfindungen von äussern Gegenständen seyn, die von uns verschieden sind; oder Empfindungen unseres innern Zustandes. Daher wird die Sinnlichkeit in die äussere und innere eingetheilt. Die unmittelbare Vorstellungen, welche die Seele durch innere oder äussere Sinnlichkeit von dem Objekt erhält, heißen sinnliche Anschauungen. Darunte werden aber nicht blos Gesichtsvorstellungen, sondern auch Gerüche, Töne u. d. gl. begriffen. Diese Anschauungen müssen von den Vorstellungen oder Anschauungen der Einbildungskraft (von denen in der Folge mehr gesagt werden wird) unterschieden werden.

Was man durch die Sinne wahrnehmen soll, muß gegenwärtig seyn, das heißt, es muß entweder selbst unmittelbar auf das Organ wirken, wie z. B. die Speisen auf die Zunge; oder mittelbar durch eine dazwischen liegende feine Materie, wie die Luft auf das Ohr, die Lichtmaterie auf das Auge. Aber Vorstellungen

gen von Dingen, die abwesend sind, oder in dem Augenblicke nicht auf die Sinne wirken, werden durch die Einbildungskraft erzeugt, wie z. B. die Vorstellung eines Menschen, welchen man ehemals gesehen hat.

In diesem Abschnitte wird also zuerst von diesen beiden Fähigkeiten, die Welt ausser uns, und die Veränderungen in uns wahrzunehmen, gehandelt; und hierauf werden noch einige andere Seelenkräfte, welche zur Sinnlichkeit gehören, als Einbildungskraft, Gedächtniß, sinnliche Aufmerksamkeit, und Unterscheidungsvermögen, betrachtet.

§. 24.

Die äussern Sinne stellen uns gewisse Beschaffenheiten von Gegenständen dar, die im Raume existiren; und zu diesen Gegenständen gehört auch unser eigener Körper. Es sind deren fünfe: das **Fühlen, Schmecken, Riechen, Hören** und **Sehen**. Wir haben gewisse **Empfindungswerkzeuge**, (organa sensoria) durch deren Einrichtung es möglich wird, die äussern Dinge auf eine bestimmte Art wahrzunehmen.

§. 25.

Das **Fühlen** (oder **Gefühl**, welches aber von einem andern Seelenzustande, der auch Gefühl heißt, und in der Folge untersucht wird, unterschieden werden muß), geschieht durch jeden leisen oder härtern Druck, den ein

Kör-

Körper unmittelbar auf einen Theil unseres Leibes ausübt, in welchem Nerven befindlich sind. Diese Empfindung kann also in jedem Glied entstehen, weil die Nerven überall verbreitet sind. Das feinste und schärfste Gefühl liegt in den Fingerspitzen, weil sich daselbst viele Nerven vereinigen; wie die Erfahrung zeigt, wenn man die Weichheit und Feinheit eines Tuchs, oder die Glätte einer Spiegelfläche fühlt. — Nach der Verschiedenheit des Eindrucks bekommen die äussern Gefühle mancherlei Namen, z. B. sanft, weich, hart, rauh, brennend, schneidend, stechend, kitzelnd, u. s. w. Durch das Fühlen bekommen wir viele Begriffe von Beschaffenheiten der Dinge z. B. von der Ausdehnung, Form, Härte, Flüssigkeit, Glätte, Rauheit, Bewegung, Ruhe, u. d. gl.

Manche Gefühle im Körper, z. B. Schmerzen im Kopf, im Leibe, in den Beinen entstehen nicht sowohl durch Druck, als durch Krampf, Spannung u. dgl. in den Theilen des Körpers.

§. 26.

Das Schmecken geschieht durch die Nerven der Zunge und des Gaumens, die sich in Wärzchen endigen. Wenn wir etwas genau schmecken wollen, so richten sich diese Wärzchen in die Höhe. Sie werden von den reizenden Theilen der Speisen und Getränke afficirt — Man

nimmt

nimmt dadurch das Salzichte, Oehlichte, Gewürzhafte, Saure, Süße, Bittere u. s. w. wahr.

§. 27.

In der Nase liegen viele feine Nerven, durch welche man riecht. Durch die Luft werden feine Theilchen von manchen Körpern, welche ausdünsten, herbeygeführt, und berühren die Geruchsnerven: z. B. die flüchtigen Theile der salzichten, schweflichten, öhlichten Körper, wodurch angenehme oder unangenehme Gerüche entstehen. Starke Gerüche können Ohnmacht, Schlagflüsse oder den Tod bewirken.

Die Sinne des Geruchs und Geschmacks sind in mehrerer Rücksicht nahe verwandt. Denn beide werden von gewissen Gegenständen auf ähnliche Art afficirt, und unterstützen sich wechselsweise bey der Unterscheidung des Widrigen und Schädlichen von dem Angenehmen und Zuträglichen in Speisen und Getränken.

§. 28.

Die Werkzeuge des Gehörs sind die Ohren. Der Schall wird durch eine zitternde Bewegung der Luft fortgepflanzt. Durch das äussere Ohr, welches schneckenförmig gebaut ist, wird der Schall aufgefangen, und zu dem Trommelfell geleitet, wodurch viele Nerven in Bewegung gesetzt werden. Wenn das Trommelfell durch einen Zufall zersprengt ist, so hört man nicht

mehr.

mehr. — Das Gehör ist einer der schärfsten Sinne, z. B. in manchen Ohnmachten hören die Menschen immer noch, wenn sie keinen Stoß mehr fühlen, und nichts mehr riechen. — Die verschiedenen Schälle und Töne bekommen mancherlei Namen, z. B. das Pfeifen, Klirren, Donnern, Zischen, Rauschen, Brummen, Säuseln Singen, u. d. gl. Wer ein musikalisches Gehör hat, kann die feinsten Unterschiede in der Tiefe und Höhe der Töne bemerken.

§. 29.

Die Augen sind die Werkzeuge des Sehens. Die Lichtstrahlen, welche von den Objekten ins Auge fallen, gehen in demselben durch verschiedene durchsichtige Häute und Flüßigkeiten; besonders durch einen im Auge befindlichen durchsichtigen, linsenförmigen Körper werden die Strahlen so gebrochen, daß sie deutliche Bilder auf der Netzhaut formiren können, die in dem hintern Theile des Augs liegt, und mit dem Sehenerven zusammenhängt. Durch diesen Sinn bekommen wir die Vorstellungen von den Farben, Licht, Dämmerung, Schatten, Größe, Figur, Bewegung, Nähe, Entfernung, Dicke, Höhe, Tiefe u. d. gl. Manche von diesen Vorstellungen werden, wie schon gesagt worden ist, auch zum Theil durch das Fühlen erworben: aber

aber wenn mehrere Sinne zugleich wirken, so gehet das Auffassen dieser Vorstellungen schneller von statten.

Auf die fünf äussern Sinne sind wir Menschen eingeschränkt, und wir können durch sie die Dinge im Raume so weit kennen lernen, als es für uns nöthig ist. Ob noch mehrere Sinne möglich seyen, ob es vielleicht Thiere gebe, welche solche haben, die von den menschlichen Sinnen ganz verschieden sind? darüber entscheidet die Erfahrung nichts.

§. 30.

Einige Anmerkungen über die äussern Sinne.

1) Jeder Mensch hat seinen Wahrnehmungskreis, welcher größer oder kleiner ist, nachdem seine Sinne gut, fein, scharf oder schwach sind.

2) Bey der Wirksamkeit der äusseren Sinne, kommt es auf die Beschaffenheit der Organe, Stärke des Eindrucks, und das Bewußtseyn der Seele, von der Vorstellung, an.

a) Die richtige äussere Empfindung hängt von der Beschaffenheit der Organe ab. Wem von früher Jugend an die Augen, Ohren, u. s. w. fehlen, dem fehlen auch alle die Vorstellungen, welche man vermittelst derselben erlangt. Wenn durch Krankheit die Kraft der Nerven, die mit den Sinnenwerkzeugen zusammenhängen, geschwächt ist; oder wenn gewisse

gewisse Theile des Gehirns verletzt sind; oder wenn der Zusammenhang der Nerven mit dem Gehirn unterbrochen ist: so werden die Empfindungen ganz oder zum Theil gehindert. Auch gehört hieher, daß die Mittel, wodurch die Sinne afficirt werden, (beym Hören die Luft, beym Sehen das Licht,) viele Täuschungen verursachen können, wie z. B. Abwechselung des Windes, Zurückprallen des Schalls, Brechung der Lichtstrahlen u. d. gl.

b) Der Eindruck darf nicht zu stark seyn, weil sonst Betäubung entstehet, und auch nicht zu schwach, weil er alsdann gar nicht bemerkt wird.

c) Die Seele muß sich des Eindrucks und der daraus entstehenden Vorstellung bewußt seyn: also muß sie gehörige Aufmerksamkeit darauf wenden. Aber der Eindruck darf auch nicht zu geschwind vorübergehen, sondern muß einige Zeit dauern, wenn er bemerkt werden soll.

3) Jeder Sinn kann durch Uebung sehr geschärft werden. Wenn ein Sinn sehr schwach ist, oder ganz fehlt, so sind die andern öfters desto stärker und feiner: z. B. manche Blinde können durch Gefühl Münzsorten und Farben von Tüchern unterscheiden; oder ihr Gehör wird

so

so fein, daß sie den Unterschied des Schalls weit eher bemerken, als die Sehenden. — Die meisten Wilden haben weit schärfere Sinne, als die kultivirten Menschen, weil sie sie von Jugend auf mehr geübt haben.

4) Bey kleinen Kindern wird das Gefühl zuerst rege, hierauf der Geruchs- und Geschmackssinn, und zuletzt das Gesicht und Gehör. Die beiden letztern werden die edlern Sinne genennt, weil ihre Wirkungssphäre am weitesten geht; weil sie feiner und klärer wahrnehmen; weil sich die Empfindungen derselben durch die Einbildungskraft am leichtesten wieder vorstellen lassen; und weil sie der Seele die meisten und wichtigsten Anschauungen zuführen, und also vorzüglich zur Erweiterung der Erkenntniß dienen.

§. 31.

Der innere Sinn ist die Fähigkeit der Seele, sich ihre eigenen Veränderungen vorzustellen; die Seele bemerkt das, was in ihr in einer Zeitfolge vorgeht, ihre Gefühle, Entschließungen, Begierden, Leidenschaften, Begriffe, Urtheile. Man heißt dieses auch das Selbstgefühl.

Der Mensch hat Bewußtseyn, so lange er Vorstellungen, Gefühle, Begierden hat. Im tiefen Schlaf, in einer starken Ohnmacht, hört dieses Bewußtseyn auf. Es wird eingetheilt 1) in Bewußtseyn von äussern

äusseren Dingen, welche im Raume sind — 2) Selbstgefühl, oder Bewußtseyn der Veränderungen des Seelenzustandes in der Zeit — 3) Selbstbewußtseyn, deutliche Unterscheidung unseres denkenden Ichs von andern Dingen: die Vorstellung, daß wir es sind die denken, fühlen, wollen. Das erste und zweyte kommt auch den Thieren zu, aber das dritte nur vernünftigen Wesen. — Hier ist von dem zweiten, dem Selbstgefühl als einem innern Sinn, die Rede. — So wie die äussern Sinne ihre Organe haben, durch welche sie empfinden, so muß auch dem innern Sinne sein eignes Organ zukommen, das aber durch keine Erfahrung bestimmter angegeben werden kann, als daß es die in dem Organismus des Menschen gegründete Bedingung ist, unter welcher wir der Wahrnehmung unserer selbst fähig werden können.

§. 32.

Wenn die Seelenveränderungen zu geschwind wechseln, wie z. B. bey heftigen Leidenschaften, bey Zerstreuungen, so werden sie theils gar nicht, theils nicht klar genug empfunden, um sie unterscheiden zu können. Ein anderes Hinderniß der Wirksamkeit des innern Sinnes liegt öfters in der Schwäche der Eindrücke, vorzüglich bey Ermüdung, Nervenschwäche, Schläfrigkeit, Ohnmacht u. d. gl.

§. 33.

Die Einbildungskraft ist das Vermögen der Seele, sich Dinge vorzustellen, welche sie ehe-

ehemals empfunden hat, und die nun abwesend sind z. B. Geschäfte des vorigeu Tags; Gegenstände, welche man auf einer Reise gesehen hat; das Bild eines abwesenden Freundes. Diese von der Einbildungskraft hervorgebrachten Vorstellungen heissen Anschauungen der Einbildungskraft. Der Stoff dazu muß immer aus den Anschauungen der Sinne genommen werden.

§. 34.

Hiezu gehört auch das Dichtungsvermögen, oder das Vermögen, die Bilder der Einbildungskraft nach Belieben zusammen zu setzen, daß ein Ganzes daraus wird: z. B. die Vorstellung des Pegasus ist ein Produkt des Dichtungsvermögens, indem erst die einzelnen Theile eines Pferds und Vogels vorgestellt werden, und dann aus diesen abgesonderten Theilen ein ganz neues Bild zusammengesetzt wird. — So kann man aus einzelnen Eigenschaften, Kräften, Vollkommenheiten u. s. w. Ideale von moralischen Charakteren, schönen Gestalten, schönen Landschaften, glücklichem Leben u. d. gl. zusammensetzen.

Dieses Vermögen ist dem Künstler und Dichter nothwendig, der durch neue, mit Geschmack erfundene Producte vergnügen will, und dann heißt es das ästhetische Dichtungsvermögen. Es gehört dazu eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, verbunden mit richtiger Urtheilskraft.

§. 35.

§. 35.

Nicht alle Empfindungen lassen sich durch die Einbildungskraft gleich lebhaft erneuern. Am leichtesten können die Gesichtsvorstellungen, schwerer die Gehör- und Gefühlsvorstellungen, am allerschwersten die Vorstellungen des Geruchs und Geschmacks erneuert werden; z. B. man kann sich das Gesicht eines Menschen, den man vor langer Zeit gesehen hat, eine angenehme Melodie, die man gehört hat, leichter und deutlicher wieder vorstellen, als den Geschmack einer vorlängst genossenen Speise.

In der Einsamkeit, im Dunkeln, wenn kein Geräusch um uns ist, ist die Einbildungskraft am geschäftigsten: weit weniger, oder gar nicht, wenn die Seele durch die Sinne Vorstellungen bekommt.

§. 36.

Der Zustand des Körpers, vorzüglich des Gehirns, und des Nervensystems, hat großen Einfluß auf die Stärke und Schwäche der Phantasie; z. B. bey jungen Leuten ist sie lebhafter als bey alten; wenn das Geblüt in Wallung ist, bey starken Gefühlen und Leidenschaften, in hitzigen Krankheiten u. s. w. ist dieses Vermögen der Seele sehr geschäftig. Durch Ermattung der Lebensgeister wird es gehemmt; durch Zerrüttung der Organisation zuweilen gänzlich zerstört.

§. 37.

Die Anschauungen der Einbildungskraft werden theils mit Willen der Seele erweckt, theils ohne, theils wider ihren Willen. Z. B. man kann sich willkührlich ein Gemählde, eine Landschaft vorstellen, welche man ehedem gesehen hat. Dabey fallen einem öfters manche andere Dinge von selbst ein, und die Bilder davon werden ohne Absicht, unwillkührlich, durch die vorhergehenden Vorstellungen erweckt. Wenn sich die Seele lange mit interessanten Vorstellungen beschäftigt hat, z. B. mit einem wichtigen Vorhaben, mit traurigen Vorstellungen bey dem Tode eines Freundes, u. d. gl. so sucht sie sich hernach lange vergeblich davon loszureissen.

§. 38.

Die Anschauungen der Einbildungskraft werden nach gewissen Gesetzen erweckt, welche die **Gesetze der Ideenverbindung** (leges adsociationis idearum) heißen. Sie sind von großer Wichtigkeit, weil sich der Gang unsers ganzen Denkens darnach richtet, und wir also durch Erforschung derselben den menschlichen Geist genauer kennen lernen. Sie geben uns den Schlüssel zur Erklärung sehr vieler wichtiger Erscheinungen in der Seelenlehre. — Alle Ideenverbindungen lassen sich nach einem der

zwei

zwei folgenden Gesetze erklären: 1) Gesetz der Gleichzeitigkeit und Folge, 2) Gesetz der Aehnlichkeit und Entgegensetzung.

1) Anschauungen der Sinne, welche wir ehedem zugleich oder kurz nach einander gehabt haben, erwecken einander. Wenn wir uns die eine durch die Einbildungskraft vorstellen, so fällt uns auch die andere ein: z. B. wenn wir an einen Ort kommen, wo wir ehemals den Blitz einschlagen sahen, so fällt uns bey dem Orte auch die Begebenheit ein. Bey der Erblickung (oder der bloßen Vorstellung in der Einbildungskraft) eines Schlosses, Dorfes fallen uns die Begebenheiten ein, die wir da erlebt haben. Bey dem Gedanken an einen Menschen, seine Thaten, — bey Ursachen, die Wirkungen, — bey Zeichen, die bezeichnete Sachen. Bey der Vorstellung von einem Ganzen entstehen die Vorstellungen von seinen Theilen, und umgekehrt. Eben so erwecken sich die Vorstellungen von Gattungen und Arten wechselsweise. — Eine Vorstellung weckt oft ganze Reihen von andern Vorstellungen. Ein Satz, ein Begriff führt der Seele durch Verknüpfung mit andern weitern Stoff zum Nachdenken zu. — Je öfter die Dinge zusammen oder nach einander gedacht werden, desto leichter erweckt die Vorstellung des einen auch die Vorstellung des andern.

2) Vorstellungen, welche etwas Aehnliches haben, erwecken einander: öfters aber auch solche, welche einander entgegengesetzt sind (z. B. Vorstellungen der Altersschwäche und Jugendstärke, der Krankheit und Gesundheit, des Kriegs und Friedens 2c.) Je größer die Aehnlichkeit ist, desto leichter ist die Verknüpfung: z. B. ein ähnlicher Gesichtszug eines Menschen, mit dem eines andern, erinnert uns an den letztern. Töne von Glocken, singende Menschen 2c. versetzen uns im Geiste in andere Gegenden — In Gesprächen kommt man nach diesem Gesetz von einer Materie auf die andere.

Nicht immer sind wir im Stande, den Gang der Ideen nach diesen Associationsgesetzen auszuforschen, weil der Uebergang oft sehr geschwind und unmerklich ist; und viele dunkle Zwischenideen nicht von uns bemerkt werden.

§. 39.

Aus der Ideenverbindung, welche man bey Menschen öfters bemerkt, kann man die Denkungsart und den Charakter derselben kennen lernen. Z. B. wer bey den meisten Gesprächen gern Gelegenheit sucht, von seinen eigenen Vorzügen zu reden, verräth Eigenliebe.— Wer bey jeder Gelegenheit von Geld und Gewinn, von sinnlichen Vergnügungen u. d. gl. redet, verräth seine Neigungen dazu. — Dem

Men=

Menschenkenner ist es wichtig, zu wissen, welche Vorstellungen für Menschen, auf die er wirken will, besonders interessant und wichtig sind. Alsdann kann er seine Beweggründe auf eine solche Art vortragen, daß manche Ideen erweckt werden, die den Eindruck seiner Gründe verstärken helfen.

Hieraus ist klar, wie wichtig diese Kenntniß für den Regenten, Gesetzgeber, Volkslehrer, Erzieher etc. und jeden, der die Menschen bilden und leiten soll, ist. Es versteht sich aber von selbst, daß er keinen Mißbrauch damit treiben wird, wenn er ein Mann von guten Grundsätzen ist, — daß er nur solche Mittel zur Ueberzeugung des Verstandes und Lenkung des Willens anwenden, nur solche Zwecke zu erreichen sich vorsetzen wird, deren Güte er vor dem Richterstuhle seines Gewissens verantworten kann.

§. 40.

Aus der Ideenverbindung ist auch die Anhänglichkeit vieler Menschen an gewisse irrige Meinungen und Vorurtheile zu erklären, z. B. Vorurtheile für Geld, Titel, für oder gegen gewisse Nationen, Religionssekten, Furcht vor Gespenstern u. s. w. Denn diese Vorurtheile werden öfters in der frühen Jugend von Menschen, die man schätzet und liebet, in die Seele geprägt, verbinden sich mit vielen andern Vorstellungen, und erlangen dadurch eine vorzügliche Stärke; daher sie erst bey grösserer Reife

der

der Vernunft wieder völlig vertilgt werden können. — Ferner sind daraus zu erklären Sympathie und Antipathie, Zuneigung oder Abneigung gegen gewisse Menschen, Thiere, leblose Sachen, ohne Gründe von dieser Zuneigung oder Abneigung zu wissen. — Ferner die starken Wirkungen gewisser einzelnen Vorstellungen, an welche sich viele Nebenideen geknüpft haben, die nun auf einmal erwachen, und also das Gemüth heftig erschüttern müssen: z. B. von Tod, Himmel, Hölle u. d. gl.

§. 41.

Nach den verschiedenen Graden der Thätigkeit, der Stärke, des Umfangs, der Lebhaftigkeit, bekommt die Einbildungskraft manche Namen. Sie kann ausgebreitet, oder eingeschränkt, — reich, fruchtbar oder arm, bald erschöpft, — stark oder schwach — ordentlich oder verworren, — feurig oder träge — schnell oder langsam — reizbar oder schlaff seyn.

§. 42.

Der Nutzen dieses Seelenvermögens ist mannigfaltig. Die Einbildungskraft ist zur Erfindung in Künsten und Wissenschaften, zur Kultur des Erkenntnißvermögens unentbehrlich. Durch sie werden angenehme, reizende, und unangenehme Vorstellungen herbeygeführt, um

den

den Willen zum Handeln zu bestimmen. Die Aehnlichkeit der Ideen erleichtert den schnellen Uebergang der Seele von einer zu der andern, und enthält den Grund, daß man viele verwandte Vorstellungen nach ihren Aehnlichkeiten classificiren oder nach Gattungen und Arten abtheilen kann. Die Einbildungskraft kann weit mehr fassen, als die Sinne; was die Sinne nach und nach empfunden haben, stellt sie in einem Blicke der Seele dar. Endlich ist sie auch die Quelle von vielem Vergnügen, theils durch Vorstellung wirklicher Dinge, theils durch angenehme Dichtungen. Sie ist die Mutter der schönen Künste.

§. 43.

Durch Uebung kann die Einbildungskraft zu einer grössern Vollkommenheit gebracht werden. Doch darf sie nie zu stark werden, sondern muß der Vernunft immer untergeordnet bleiben. Bey der Wahl einer Wissenschaft oder Kunst muß jeder vorzüglich auf die eigenthümliche Beschaffenheit seiner Einbildungskraft Rücksicht nehmen; denn darin liegt einer der vorzüglichsten Gründe, warum der eine sich leichter und glücklicher mit mathematischen Vorstellungen, der andere mit Geschichte, Statistik, Geographie, ein dritter mit schönen Künsten u. s. w. beschäftigen kann.

Die

Die Einbildungskraft erweckt am leichtesten diejenigen Ideen, wozu die Seele am besten gestimmt ist; was mit Lieblingsideen zusammenhängt; wozu die Seele früh ihre Richtung genommen hat.

§. 44.

Aus den Wirkungen der Einbildungskraft und den Gesetzen der Ideenverbindung können einige besondere Zustände der Seele zum Theil erklärt werden. Dahin gehören: das Träumen, das Nachtwandeln, die Schwärmerey, die Verrückung.

§. 45.

Das Wachen ist der Zustand des Menschen, worin seine äussere Sinne zum Auffassen der Wahrnehmungen geschikt, alle Lebensfunktionen wirksam sind, seine Vernunft im Unterscheiden und Vergleichen geschäftig ist, und ihre Aufmerksamkeit hinrichten kann, wohin sie will; endlich, worin sich der Mensch des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes bewußt ist. Durch Ermüdung werden die Nerven abgespannt, verlieren ihre Reizbarkeit, die Augen schließen sich, und der Mensch fällt in den Schlaf: in Bewußtlosigkeit des vorhergehenden und gegenwärtigen Zustandes. Seine Organe empfinden nichts mehr, der Umlauf der Säfte ist langsam, u. s. w.

Wir

Wir verfallen stufenweise in diesen Zustand. Zuerst kommt Schläfrigkeit, dann Schlummer, dann tiefer Schlaf. Wann sich die Kräfte des Körpers wieder vermehren, so tritt der Zustand des leisen Schlafs ein, in welchem man öfters träumet. Endlich erwacht der Mensch, und die Seele bekommt ihre völlige Besinnungskraft wieder. — Wir müssen den Schlaf von verwandten Zuständen unterscheiden: erstlich von der Ohnmacht, Starrsucht u. d. gl. wo die Lebensfunctionen durch krankhafte Zufälle auf einige Zeit gehemmt, oder in Unordnung gerathen sind; zweitens vom Zustande eines Wachenden, der nahe an Gefühllosigkeit grenzt, weil die Seele in tiefes Nachdenken versunken ist, und sich alles dessen, was um sie vorgeht, nicht bewußt ist.

§. 46.

Träume sind Reihen von Vorstellungen, welche sich nach den schon bekannten Gesetzen der Phantasie erwecken. Die meisten und lebhaftesten Träume fallen in die Zeit des Schlummers, vor und nach dem tiefen Schlafe. Die Phantasie ist immer geschäftig, also auch im Schlafe. Wenn auch die Seele im tiefen Schlafe Vorstellungen hat, so sind sie doch zu schwach, als daß wir uns ihrer beym Erwachen entsinnen könnten. Die meisten Träume, deren wir uns noch hernach bewußt sind, fallen in die Zeit des Morgenschlummers.

Die Träume sind nie ganz regellos, ob wir gleich den Faden der Ideenverknüpfung nicht immer auffinden

den können. Träume können entstehen: a) von Vorstellungen, mit denen wir uns kurz vor dem Schlafengehen beschäftigt haben, b) von solchen, mit denen man sich überhaupt viel oder mit Anstrengung beschäftigt. c) Im leisen Schlafe können schwache Empfindungen von äussern Dingen Träume erwecken, weil die Organe wieder anfangen, thätig zu werden: z. B. Pochen, Schießen, Rufen, Gesang, Schmerz an einem Theile des Körpers. d) Auch innere Beschaffenheiten des Körpers erwecken Träume, z. B. Unverdaulichkeit, Wallungen des Geblüts, Lage des Körpers, und daher entstehendes Zuströhmen des Geblütes nach dem Kopfe.

Ein nachfolgender Traum ist öfters auch an ein Bild eines vorhergegangenen abgebrochenen Traumes, dessen wir uns kaum bewußt sind, angeknüpft.

§. 47.

Daß bey einigen Menschen die Träume überhaupt lebhafter und regelmäßiger sind, als bey andern; daß einige sehr wenig, andere sehr viel träumen; daß wir uns an einige Träume weit leichter erinnern, als an andere — davon liegen die Gründe in der verschiedenen körperlichen Beschaffenheit, und der Verschiedenheit der Einbildungskraft.

§. 48.

Wenn der Traum so lebhaft wird, daß sich der Körper einer an einander hängenden Reihe

von

von Einbildungen gemäß bewegt, so heißt dieses das Traumwandeln. Die Traumwandler verrichten im Schlafe manche Dinge, so daß sie den völligen Gebrauch ihrer Vernunft zu haben scheinen. Sie sprechen zuweilen zusammenhängend, gehen, ohne zu fallen, an gefährliche Orte, weichen allem aus, was ihnen im Wege stehet, sehen und hören zuweilen, wissen, wo jedes Ding im Hause steht und liegt, verrichten ihre gewöhnlichen Geschäfte ordentlich; aber beym Erwachen erinnern sie sich dieses Zustandes nicht.

§. 49.

Im Temperamente, Hang zu starken Affekten, großer Lebhaftigkeit der Phantasie, und in einer vielleicht noch unbekannten Beschaffenheit des Körpers liegen die Ursachen von dieser Erscheinung. Man hat verschiedene Mittel angerathen, um die Nachtwandler von dem Aufstehen zu entwöhnen: z. B. man soll sie öfters gleich im Anfange dieses Zustands aufwecken, oder ihnen nasse Tücher vor das Bett legen, damit sie erwachen, wenn sie aufstehen, und darauf tretten.

§. 50.

Die Schwärmerei ist ein Zustand, in welchem wegen starker Gefühle und Affekten manche Einbildungen für wirkliche Dinge gehalten werden.

den. Diese sind theils gar nicht vorhanden, theils können sie auch gar nicht von Menschen empfunden und angeschaut werden. Aber die Vernunft und Urtheilskraft des Schwärmers sind zu schwach, um dieses einzusehen, und die ausschweifende Einbildungskraft im Zaume zu halten. Die Schwärmerei kann eingetheilt werden in die theoretische, welche hartnäckig auf dem Glauben an Dinge beharret, die die gesunde Vernunft als ungereimt, oder unmöglich ansieht; und in die praktische, welche auf die Ausführung gewisser Plane gerichtet ist, die nach Gründen der ruhigen Urtheilskraft als unausführbar erscheinen.

Die Schwärmerei ist ein lang anhaltender Zustand. Davon ist der Enthusiasmus verschieden, welcher ein vorübergehender Affekt ist, wobey auch die Vernunft sehr thätig seyn kann: z. B. Enthusiasmus bey großen Unternehmungen, wo starke Kraft erfordert wird, um die Schwierigkeiten zu besiegen. Begeisterung (im höhern Grade Entzückung) ist lebhafte Empfindung der Lust bey der Vorstellung des Wahren, Schönen und Guten.

§. 51.

Es giebt viele Arten von Schwärmerei. Die theologische, religiöse, (Fanatismus) wenn man nach religiösen Gefühlen, nicht nach Vernunft handelt, göttliche Eingebungen zu haben,

ben, Geister zu sehen, Wunder zu erfahren, glaubt. Sie zeichnet sich durch falschverstandene Religionsmeinungen, und unrichtige Vorstellungen von dem göttlichen Wesen, und seinem Verhältnisse gegen den Menschen, aus. Der Fanatiker schafft sich eine Idee von der Gottheit, die als das Werk einer reizbaren Phantasie, nicht der Vernunft, anzusehen ist. Daher der Hang, menschliche Schwachheiten der Gottheit anzudichten — die Furcht vor seinem Zorn — die Bemühung, durch Opfer, Entsagungen und Büssungen sich das höchste Wesen geneigt zu machen. Oefters ist sie mit Bekehrungssucht und Verfolgungsgeist gegen vermeintliche Ketzer verbunden. Das Einsiedlerleben, Mönchswesen, die Kreuzzüge u. d. gl. sind von Schwärmern dieser Art angefangen worden. — Der physische Schwärmer glaubt an Naturkräfte, welche nicht vorhanden sind. Dergleichen sind die Geisterbeschwörer, Alchymisten, Astrologen. — Der historische Schwärmer giebt sich gern mit abergläubigen Mährchen und Legenden der Heiligen statt der wahren Geschichte ab. — Der ästhetische Schwärmer läßt sich von übertrieben starken Gefühlen bey schönen und erhabenen Gegenständen hinreissen. Er beurtheilt Werke der schönen Künste nicht nach Regeln. Oefters affektirt er auch, bey kleinlichen Gegenständen und

alltäg-

alltäglichen Begebenheiten gerührt oder begeistert zu seyn. Dieser Fehler heißt auch Empfindelei. — Ausserdem giebt es metaphysische, politische u. a. Schwärmer.

§. 52.

Die Ursachen der Schwärmerei sind in einem sehr reitzbaren Nervensystem, verbunden mit Schwäche der Vernunft und starker Phantasie, Hange zu Leidenschaften, fehlerhafter Erziehung, Unthätigkeit, einsamer Lebensart, lang anhaltender und starker Beschäftigung der Einbildungskraft mit gewissen Vorstellungen u. d. gl. zu suchen.

§. 53.

Die Mittel, welche Erzieher und Sittenlehrer anwenden müssen, um diese Seelenkrankheit zu verhüten, sind: frühe Gewöhnung zum Selbstdenken, zu Beschäftigungen, welche mehr für die kalte Vernunft, als die Phantasie gehören; Warnungen vor dem Hange, sich starken Gefühlen zu überlassen, lebhafte Vorstellung von den schädlichen Folgen u. s. w. Zuweilen kann auch treffender Spott und Satyre für den angehenden Schwärmer ein kräftiges Heilmittel werden.

§. 54.

Ein hoher Grad der Schwärmerei heißt **Verrückung des Verstandes.** Sie ist entweder eine

eine bald vorübergehende, oder eine lang anhaltende Krankheit. Die anhaltende Verrückung hat mancherlei Grade, und äussert sich nach der Verschiedenheit ihrer Ursachen, und der Temperamente, äussern Lage und anderer Umstände des Subjekts, auf verschiedene Weise. Viele Verrückte haben den Gebrauch ihrer Vernunft gar nicht mehr. Diese sind die völlig Wahnwitzigen; Rasende, wenn sie zugleich durch große Leidenschaften, die sich mit ihren Einbildungen verbinden, in heftige Thätigkeit gesetzt werden: oder Tiefsinnige, welche sich einer stillen Melancholie überlassen.

Blödsinn scheint mehr natürliche Schwäche des Verstandes, als Verrückung zu seyn.

§. 55.

Bey allen Wahnsinnigen findet sich eine grössere oder geringere Schwäche des Verstandes und der Urtheilskraft, womit öfters eine sehr thätige Phantasie, starke Gefühle, heftige Begierden und Affekten verbunden sind. Einige Verrückte haben nur eine einzige irrige Idee; wenn sie von selbst oder im Gespräche darauf verfallen, so merkt man an ihnen große Schwäche des Verstandes: in andern Stücken reden und handeln sie so vernünftig, wie andere Menschen, sind gute Gesellschafter, dienstfertig, arbeitsam u. s. w. — Einige urtheilen über äussere

sere Gegenstände richtig, aber nicht über sich selbst, glauben z. B. sie hätten eine gewisse böse That begangen u. d. gl. — Andere bilden sich ein, Dinge wahrzunehmen, die Niemand sieht z. B. Geister der Verstorbenen. — Noch andere glauben, sie seyen Könige, Fürsten, oder andere wichtige Personen.

§. 56.

Die Ursachen dieses traurigen Zustandes sind theils körperlich, z. B. Verletzung der Nerven, des Gehirns, Verstopfung der Eingeweide, durch lange anhaltendes Sitzen u. a. Ursachen, Genuß giftiger Speisen und Getränke, Biß toller Thiere, heftig angreifende Fieber (daher das Irrereden, welches meistens eine kurz dauernde Verrückung ist): theils psychologisch, z. B. heftige Leidenschaften des Zorns, der Rachgierde, des Hochmuths; — oder zu heftige und lang anhaltende Anstrengung der Denkkraft, vorzüglich wenn sie bemüht ist, etwas Unbegreifliches zu begreifen; oder zu starke und lange Beschäftigung der Phantasie mit einer oder etlichen Vorstellungen, welche endlich die Seele so ausschließend in Thätigkeit setzen, daß sie sich nicht mehr davon losreissen kann.

§. 57.

Ausser den körperlichen Heilmitteln, welche der Arzt anwenden muß, ist Zerstreuung und Ablen-

Ablenkung der Seele von der fixen Idee öfters sehr wirksam. Die Reden und Handlungen eines Wahnsinnigen in seiner Gegenwart gerade zu für das zu erklären, was sie sind, macht meistens das Uebel noch ärger. Wenn man aber sein Zutrauen zu gewinnen weiß, indem man sich eine Zeit lang in seine Vorstellungsart fügt, und sich stellt, als halte man ihn für vernünftig, so kann man weit besser auf ihn wirken.

§. 58.

Das Gedächtnis ist das Vermögen, sich bewußt zu werden, daß man eine gewisse Vorstellung schon ein oder mehrmal gehabt habe. Z. B. wenn wir etwas sehen, hören, oder durch andere Sinne wahrnehmen, was wir ehedem schon wahrgenommen haben, oder wenn eine Anschauung der Einbildungskraft erweckt wird, welche wir uns schon mehrmals vorgestellt haben: so können wir durch das Vermögen des Gedächtnisses uns öfters dieser Wiederholung bewußt werden, und uns erinnern, wo, zu welcher Zeit, und unter welchen Umständen wir dieselbe Vorstellung durch die Sinne erhalten, oder vermittelst der Phantasie zusammengesetzt haben.

Man unterscheidet von dem Gedächtnis noch die Erinnerungskraft, ein Vermögen, durch absichtliche Anstrengung eine vergessene Vorstellung wieder in die Seele zurückzurufen; indem man ganze Reihen von

Vorstellungen, welche mit der vergessenen zusammen hängen, durchgeht, bis es einem gelingt, die dunkle Vorstellung wieder deutlich zu erkennen. — Etwas im Gedächtnisse behalten heißt nicht, sich desselben stets bewußt zu seyn, sondern nur bey jeder kleinen Veranlassung sich desselben leicht wieder erinnern zu können.

§. 59.

Die Erinnerung oder Wiedererkennung einer gehabten Vorstellung ist nach der Menge der Merkmahle, an der ich sie erkenne, entweder undeutlich oder deutlich, z. B. ich sehe einen Menschen welchen ich schon ehemals gesehen zu haben glaube, so wird diese Erinnerung nach und nach deutlicher werden, wenn ich ihn genauer ansehe, ihn sprechen höre, seinen Gang, seine Handlung u. s. w. beobachte, und endlich seinen Namen erfahre.

§. 60.

Man kann das Gedächtniß in das vorzüglich gute, gewöhnliche und schlechte eintheilen. Wer das erste besitzt, kann sehr viele Dinge leicht fassen und lange behalten. Man hat Beyspiele, daß Menschen viele Seiten, welche sie einmal in einem Buche gelesen, oder eine ganze Rede, welche sie einmal gehört hatten, von Wort zu Wort auswendig hersagen konnten. Das mittelmäßige Gedächtniß ist bey einigen langsam fassend, aber behaltsam, bey andern

andern leichtfassend, aber flüchtig, und vergißt das Gelernte bald wieder.

Eine andere Eintheilung ist die in Sachgedächtniß und Wortgedächtniß, je nachdem es besser geschickt ist, Vorstellungen von Sachen selbst, oder die Zeichen derselben (Worte) zu fassen und zu behalten. Das erstere ist weit vorzüglicher und nützlicher, als das letztere. Beyde können vereinigt seyn.

§. 61.

Die Beschaffenheit des Gehirns hat großen Einfluß auf dieses Seelenvermögen. Daher lassen sich viele Erscheinungen erklären. Z. B. in der Jugend, wenn das Gehirn noch zärter ist, ist auch das Gedächtniß stärker, als im Alter. Heftiges Kopfweh, Verletzung des Gehirns und manche Krankheiten können das Gedächtniß sehr schwächen, auch auf einige Zeit ganz hemmen, oder auf immer vernichten.

Ein Gelehrter verlohr durch einen heftigen Fall auf den Kopf alle seine gesammelte Kenntnisse, und mußte, wieder anfangen lesen zu lernen. — Ein anderer konnte sich nach einem Anfalle vom Schlagflusse aller Begebenheiten, die in den letztern vier Jahren vorgegangen waren, nicht mehr erinnern. — Durch einen heftigen Schrecken verlohr einer auf mehrere Stunden das Gedächtniß. — Bey andern bemerkt man nach Krankheiten seltsame Verwechselungen der Worte, womit sie die Dinge um sich herum benannten. (Beattie's essays moral and critical — Moriz Magazin zur Erfahrungsseelenkunde.)

§. 62.

Obgleich ein gutes Gedächtniß viele natürliche Anlagen voraussetzt, so kann doch auch ein minder gutes durch Uebung sehr verbessert werden, vorausgesetzt, daß der natürliche, oder durch gewisse Zufälle veranlaßte, Mangel nicht zu gros ist. Die Mittel, das Gedächtniß zu stärken, können blos psychologisch seyn. Viele Vorstellungen behalten wir, wenn wir sie nur einmal gehabt haben: aber länger und gewisser solche, welche wir öfters wiederholen. Diejenigen, welche mit vielen andern Vorstellungen, vorzüglich solchen, die öfters vorkommen, zusammenhängen, und also durch die Einbildungskraft leicht wieder erweckt werden können, werden auch leicht behalten. Fleißige Uebung in der Jugend, Gedichte, schöne Stellen aus guten Schriftstellern, Worte und Redensarten aus Sprachen, die erlernt werden sollen, u. d. gl. zu fassen und zu behalten; Aufmerksamkeit, Ordnung in der Erlernung einer zusammenhängenden Reihe von Ideen, tragen viel zur Stärkung des Gedächtnisses bey. (Mehr davon in der Logik.)

§. 63.

Das Vermögen der Seele, durch die äussern und innern Sinne Empfindungen mit Bewußtseyn zu haben, heißt das Wahrnehmungs-

mungsvermögen derselben. Das Mannichfaltige einer sinnlichen Vorstellung, welches durch die Sinne aufgefaßt ist, wird durch die Einbildungskraft zu einer Vorstellung verbunden. Z. B. wenn ich ein Haus betrachte, so bemerke ich die verschiedenen Theile desselben, und indem ich mir diese zusammen vorstelle, so entsteht daraus die Vorstellung des Hauses in meiner Seele.

Meistens geschieht das Auffassen und Wahrnehmen fast zu einer Zeit, wenigstens sehr geschwind nach einander. Aber wenn vieles Mannichfaltige gar zu geschwind auf einander folgt, so daß ich keine Zeit habe, es zu verbinden, so erlange ich gar keine Vorstellung davon: z. B. wenn ich eine Reihe von Bildern in einem Zimmer mit einem Blicke übersehe.

§. 64.

Die Seele kann das Wahrnehmungsvermögen auf eine oder etliche sinnliche Anschauungen vorzüglich richten, und sie aus der Menge der zugleich auf sie wirkenden Eindrücke gleichsam herausheben, um sie sich deutlicher und lebhafter vorzustellen. Ein Vermögen, welches sinnliche Aufmerksamkeit genennt wird. Sie wird gereizt durch starke, lebhafte, neue, unerwartete und mannichfaltig abwechselnde Vorstellungen. Sie ermüdet leicht bey zu großer Menge starker Vorstellungen, oder zu

großer

großer Einförmigkeit, oder Wiederholung längst bekannter Vorstellungen.

§. 65.

Auch ein sinnliches Unterscheidungsvermögen hat die Seele. Sie kann ohne deutliche Begriffe blos durch die Sinne zwey Dinge als verschieden wahrnehmen, z. B. Küchensalz und Zucker, Sonne und Mond, Thiere und Menschen, u. s. w. Schon sehr kleine Kinder greifen gern nach glänzenden Sachen. Auch die Thiere besitzen dieses Vermögen.

Die bisher genannten Vermögen der Seele gehören alle zum sinnlichen oder niedern Erkenntnißvermögen der Seele.

III. Von dem höheren Erkenntnißvermögen, oder dem Verstand in weiterer Bedeutung.

§. 66.

Die Seelen der Menschen und Thiere sind sehr wesentlich von einander verschieden. Die Thiere haben zwar auch niedere Erkenntnißkräfte, Sinne, Einbildungskraft und eine Art von Rückerinnerung; aber das höhere Erkenntnißvermögen fehlt ihnen. Daher haben sie auch nur einzelne, der Mensch aber auch allgemeine Kenntnisse. Sinne und Einbildungskraft, oder Sinnlichkeit überhaupt liefert dem Verstand einzelne Vorstellungen, als den Stoff, welchen

welchen er bearbeitet, indem er allgemeine Begriffe bildet, darüber urtheilt, aus den Urtheilen Schlüsse herleitet. Die Sinnlichkeit ist das Vermögen, anzuschauen, der Verstand aber das Vermögen, zu denken.

§. 67.

Dieses obere Erkenntnißvermögen, oder Verstand im weiteren Sinne, kann in dreyfacher Rücksicht betrachtet werden, als Verstand im engern Sinne, Urtheilskraft und Vernunft. Der Verstand ist das Vermögen, aus einzelnen Vorstellungen allgemeine Begriffe zu bilden, z. B. aus den Vorstellungen von mehreren einzelnen Menschen den allgemeinen Begriff von dem Menschen überhaupt. — Die Urtheilskraft verbindet mehrere Begriffe mit einander, z. B. der Mensch ist sterblich, der Baum ist ein organischer Körper. — Die Vernunft leitet aus mehrern Urtheilen ein neues her, woraus Vernunftschlüsse entstehen. Z. B. Alle Menschen sind sterblich, wir sind aber auch Menschen, also sind wir sterblich.

Im gemeinen Leben, und überhaupt, wenn man nicht auf deutliche Unterscheidung der Seelenkräfte siehet, wird das höhere Erkenntnißvermögen öfters Verstand im weitern Sinne, oder Denkkraft, oder Vernunft genennt. Aber bey sorgfältigerer Untersuchung muß man eigentlich die drei oben genannten Aeusserungen der Erkenntnißkraft unterscheiden.

§. 68.

68.

Vermittelst der Erfahrung bildet der Verstand eine Menge allgemeiner Begriffe, indem er mehrere Dinge vergleicht, und die Merkmale, worin sie mit einander übereinkommen, absondert. Diese abgesonderte Merkmale zusammen genommen, machen den allgemeinen Begriff einer Gattung oder Art von Dingen aus, z. B. alle Menschen haben gemein 1) einen organischen Körper, 2) eine vernünftige Seele. In andern Dingen z. B. der Farbe, Größe, Stärke des Verstandes u. s. w. sind sie verschieden. Daher enthält der allgemeine Begriff von dem Menschen nichts weiter, als jene zwey Merkmale.

§. 69.

Die **Urtheilskraft** verbindet mehrere Begriffe: sie legt entweder einem Subjekt ein Prädikat bey, oder spricht ihm dasselbe ab, z. B. die Erde ist ein runder Körper. Der Mond ist nicht so groß, wie die Erde. Zum Urtheilen wird also erfordert, daß mehrere Begriffe des Verstandes vorhanden seyen, welche dann die Urtheilskraft entweder verknüpft oder trennt.

Die Urtheilskraft hat verschiedene Grade der Vollkommenheit: 1) in Ansehung des Umfangs. Manche Menschen, z. B. welche die Welt und Menschen kennen, können über eine weit größere Menge von Dingen richtig urtheilen, als andere; 2) der Feinheit.

Dahin

Dahin gehört, daß man im Stande ist, die verborgenen Eigenschaften und kleinsten Verschiedenheiten der Dinge aufzusuchen; 3) der Bestimmtheit, so daß das Urtheil vollkommen richtig und passend ist, nicht zu wenig und nicht zu viel enthält; 4) der Leichtigkeit, wenn man ohne große Anstrengung geschwind die verwickeltsten Fälle beurtheilen kann.

§. 70.

Schließen ist das Geschäft der Vernunft. Dieses ist das oberste Erkenntnißvermögen. Ein Vernunftschluß enthält drey Urtheile, das erste drückt einen allgemeinen Satz oder Regel aus; das zweyte sagt, daß ein gewisser Gegenstand, oder besonderer Fall, unter jenen allgemeinen Satz gehöre; das dritte oder der Schlußsatz wird aus den beiden vorhergehenden Urtheilen hergeleitet. Z. B. alle Planeten laufen um die Sonne, die Erde ist ein Planet, also lauft sie auch um die Sonne.

Die verschiedene Arten der Begriffe, Urtheile und Schlüsse werden in der Logik genannt.

§. 71.

Zu allen Verrichtungen des höheren Erkenntnißvermögens wird Aufmerksamkeit erfordert, welche die intellectuelle Aufmerksamkeit heißet, im Gegensatz gegen die blos sinnliche (§. 64.). Sie besteht darin, daß die Seele die erforderliche Kraft anwendet, um ihre Begriffe

griffe fest zu halten, und sich in Vergleichung, Entwickelung und Bearbeitung derselben durch nichts irre machen zu lassen. Sie kann durch Uebung sehr vermehrt werden. Die Vollkommenheiten derselben bestehen darin, daß sie stark und lebhaft ist, und nicht leicht durch sinnliche Eindrücke unterbrochen wird; daß sie anhaltend ist, oder lange auf einen Gegenstand gerichtet werden kann, ohne zu ermüden; endlich, daß sie auch ausgebreitet ist, oder zugleich auf mehrere Gegenstände gerichtet werden kann. Die entgegengesetzten Fehler sind Flatterhaftigkeit, Schwäche, Trägheit und Eingeschränktheit der Aufmerksamkeit.

§. 72.

Da es der Verstand mit allgemeinen Begriffen zu thun hat, so bedarf er gewisse Zeichen für diese Begriffe; wozu vorzüglich die Worte gebraucht werden. Denn die allgemeinen Begriffe haben wir von vielen einzelnen Dingen abstrahirt. Diese abstrakte Begriffe existiren also nur in unserem Verstande, oder sind nur Vorstellungen, keine wirkliche Dinge, z. B. der allgemeine Begriff vom Menschen, von der Pflanze, dem Thiere. Wir bedürfen daher gewisser Zeichen für dieselben, um sie behalten und mit andern Menschen davon reden zu können.

Weil die Verstandeseinsicht an Zeichen gebunden ist, so heißt sie auch symbolische Kenntniß, da hingegen die

die sinnliche intuitive Kenntniß genennt wird. In der frühsten Kindheit hat der Mensch nur intuitive Kenntnisse. Durch Hülfe der Sprache entwickelt sich erst der Verstand. Wenn er gewisse Vorstellungen mit Worten bezeichnen lernt, so verknüpfen sich diese mit einander, so daß durch Hülfe der Ideenverbindung ihm das Zeichen wieder einfällt, wenn ihm die bezeichnete Vorstellung vorkommt, und umgekehrt. Daher sind Menschen, welche nicht sprechen können, weit roher, als andere. Auch wilde Völker, deren Sprache noch sehr unvollkommen ist, stehen in der Geisteskultur weit unter andern Völkern, die eine reichere und vollkommnere Sprache besitzen. — Die Sprache ist nicht nur eine Gehülfin für den Verstand und das Gedächtniß, sondern auch eines der vorzüglichsten Mittel zur Verbindung der Menschen, weil dadurch die wechselseitige Mittheilung der Empfindungen und Gedanken möglich wird.

§. 73.

Man kann noch auf manche andere Art, als durch Worte, seine Gedanken bezeichnen und mittheilen. Die Zeichen sind entweder natürliche, oder künstliche. Zu den erstern gehöret das Weinen, Lachen, Schreien, der Ausdruck der Gedanken und Gefühle durch Veränderung der Gesichtszüge, Bewegung der Augen, Hände u. s. w. So kann man durch verschiedene Bewegungen der Hände Bewunderung, Drohen, Warnen, Bitten, Bedauern, Verspotten, Verabscheuen u. s. w. ausdrücken. Zu den künstlichen

Zei-

Zeichen gehören: gemahlte oder geschnitzte Bilder, Charaktere und Worte. Die Wortsprache ist aber die bequemste, um eine Menge von Gedanken bestimmt auszudrücken. Sie besteht aus einer Menge von artikulirten Tönen, welche an sich nichts bedeuten, sondern als willkührliche Zeichen gewisser Empfindungen und Begriffe gebraucht werden.

Die große Menge und Mannigfaltigkeit der artikulirten Töne ist am besten dazu geschickt, die unendliche Menge von Gedanken zu bezeichnen, und bestimmt zu unterscheiden. Wir können dadurch nicht nur das Gegenwärtige, sondern auch das Vergangene und Zukünftige andeuten, da im Gegentheil die natürlichen Zeichen, welche wir gebrauchen, (z. B. Bewegung der Glieder, Mienen, unartikulirte Töne ꝛc.) fast immer nur ein gegenwärtiges Gefühl, Wunsch, Hofnung, Begierde ꝛc. anzeigen. Sie können auch durch Nachahmung leicht erlernt, behalten und wiederholt werden. Durch Erhebung, Nachlassen und viele andere Veränderungen der Stimme können Menschen nach der Verschiedenheit ihrer Gefühle, Leidenschaften, ihres Temperaments, Charakters u. s. w. auf unendlich viele Arten diesen Unterschied bemerkbar machen. Auch unter vielen Umständen, der Körper mag liegen, sitzen, stehen, es mag hell oder dunkel seyn, kann man dieses Mittel gebrauchen, seine Gedanken mitzutheilen. Dieses sind Vorzüge der Wortsprache vor allen andern Bezeichnungsarten der Gedanken.

§. 74.

Daß die Menschen leicht darauf verfallen müssen, eine Sprache zu erfinden, ist offenbar. Denn sie haben von Natur die Werkzeuge zum Sprechen und ein Bedürfniß und Neigung, andern ihre Gedanken mitzutheilen. Anfangs war ihre Sprache arm, und schränkte sich nur auf Worte für die gewöhnlichsten, sinnlichen Dinge ein, welche aber mit der Zeit in dem Maaße reicher und vollkommener werden mußte, als sich ihre Erkenntnisse und ihr Wirkungskreis erweiterten, und ihre Bedürfnisse vermehrten. — Nachdem sich die Menschen in mehrere Völkerschaften in entlegenen Erdgegenden zerstreuten, so mußten sich ihre Sprachen auch immer mehr unähnlich werden.

Doch finden sich in allen Sprachen gewisse allgemeine und nothwendige Eigenschaften: daher ist es möglich, eine allgemeine Grammatik zu verfertigen, die das Wesentliche der Menschensprache enthalten muß.

§. 75.

Viele Völker haben auch eine Schrift erfunden, um die Worte zu bezeichnen. Die Erfindung derselben gieng sehr stufenweise von statten. Die älteste war die Bilderschrift. Einige Völker bedienten sich keiner eigentlichen Bilder von den Dingen, sondern anderer Charaktere, wohin die Hieroglyphen der Aegyptier gehören.

ren. Andere hatten eine Silbenschrift, wie die Chineser. Die vollkommenste ist die Buchstabenschrift, eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes. Man kann dadurch mit etlich und zwanzig Buchstaben so unendlich viele Töne bezeichnen. Auch ein kleines Kind kann dieselbe leicht lesen und schreiben lernen. Die ersten Erfinder derselben mußten alle Töne der Silben in ihre einfachsten Laute auflösen. Die Buchstabenschrift hat vorzüglich viel zur schnellern Verbreitung der Kultur, und Erleichterung des Verkehrs unter den Menschen beygetragen.

Man hat mancherlei Arten von Zeichensprache erfunden, z. B. durch Bewegung der Finger, der Telegraphen, durch Schiffssignale u. d. gl. — Hier gehört auch die Geheimschreibekunst (und die darauf sich beziehende Dechifrirkunst), Pasigraphie, Stenographie, Geschwindschreibekunst u. s. w.

§. 76.

Zu dem höhern Erkenntnißvermögen überhaupt gehören noch einige besondere Vermögen, welche nicht bey allen Menschen in merklichem Grade der Stärke angetroffen werden. Diese sind: der Scharfsinn, der Witz, das Vorhersehungsvermögen und das Genie.

§. 77.

Der Scharfsinn ist das Vermögen, die Verschiedenheiten der Dinge zu entdecken. Wer die

oft

oft sehr verborgenen und kleinen Verschiedenheiten leicht und geschwind entdeckt und deutlich und bestimmt anzugeben weiß, dem wird vorzüglicher Scharfsinn zugeschrieben. Daß diese Geisteskraft in allen Wissenschaften von großem Nutzen sey, aber auch nicht bey gar vielen Menschen im hohen Grade angetroffen werde, ist eine bekannte Erfahrung. Der gänzliche Mangel an Beurtheilungskraft und Scharfsinn heißt Dummheit.

§. 78.

Der **Witz** ist das Vermögen, die Aehnlichkeiten der Dinge leicht zu entdecken. Vorzüglich witzig heißt derjenige, welcher auch die versteckten Aehnlichkeiten entdeckt, welche andere Menschen nicht sogleich wahrnehmen. Dahin gehören Erfindungen passender Gleichnisse, bildlicher Redensarten, Sinngedichte, Bonsmots u. d. gl. Doch nicht blos zum Belustigen, sondern auch zu ernsthaften Erfindungen kann der Witz angewendet werden; denn durch Vergleichungen der Dinge und Entdeckungen ihrer Aehnlichkeit werden öfters neue Aussichten zur Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften gefunden.

Mit dem Witze der erstern Art wird öfters viel Mißbrauch getrieben, z. B. wenn man zu sehr nach witzigen Einfällen hascht, wodurch man den Namen eines Witzlings verdient; wenn man ihn ohne richtige Urtheils-

theilskraft anwendet, wodurch wenig witzige und viele alberne Einfälle erzeugt werden; wenn man ihn zu Beleidigungen anderer Menschen, oder Verspottung solcher Dinge anwendet, welche der Menschheit heilig seyn müssen u. s. w.

§. 79.

Aus der Betrachtung der gegenwärtigen Lage und Verbindung der Dinge, und der Vergleichung derselben mit vorhergehenden Erfahrungen kann der Mensch öfters künftige Dinge sehr wahrscheinlich voraussehen. Z. B. aus Wetterbeobachtungen das künftige Wetter. — Aus Bemerkungen gewisser politischer Verhältnisse, verglichen mit ähnlichen Verhältnissen, welche die Geschichte der vorhergehenden Zeiten lehrt, Krieg, Frieden u. d. gl. Aus den Umständen einer Krankheit, Beschaffenheit des Körpers, Gebrauch gewisser Arzneien u. d. gl. den Erfolg. Dieses heißt das **Vorhersehungsvermögen**. Es gehören dazu eine Menge gesammelter Erfahrungen, Bekanntschaft mit der Geschichte vergangener Zeiten, ein glückliches Gedächtniß, um sich der vorigen Umstände zu rechter Zeit zu erinnern, feiner Beobachtungsgeist, Scharfsinn, Witz, und reife Beurtheilungskraft. Je nachdem einer mehr oder weniger von diesen Stücken besitzt, kann man mehr oder weniger seinen Vorhersagungen trauen. Unrichtige Verknüpfungen

gen von Ursachen und Wirkungen verursachen mancherlei Irrthümer. Die Arten derselben und die Mittel dagegen werden in der Logik angegeben.

Erwartung ähnlicher Fälle ohne Gründe der Vernunft, blos nach Verknüpfung von Erscheinungen durch die Einbildungskraft könnte man ein undeutliches Vorhersehungs-Vermögen nennen. Dieses besitzen auch manche Thiere, z. E. das Pferd erwartet an dem Ort, wo es vor kurzem Futter bekommen hat, etwas ähnliches. Der Hund, gegen welchen man einen Stock aufhebt, lauft fort, wenn er schon mehrmals geschlagen worden ist.

§. 80.

Zuweilen hat man dem Menschen auch ein Ahnungsvermögen beygelegt, nach welchem er im Stande wäre ohne alle Gründe der Vernunft und Erfahrung, blos aus dunkeln Gefühlen ein künftiges Glück oder Unglück, z. B. Krieg, Brand, Tod u. s. w. vorherzusagen. Aber ob man gleich manche Beyspiele dieser Art erzählt, so scheint es doch unnöthig, ein solches Vermögen anzunehmen. Aberglaube, Neigung, wunderbare Dinge zu glauben, Täuschungen der Phantasie u. d. gl. sind die Quellen, woraus viele solcher Erzählungen entstanden sind. Zuweilen kann eine vorhergesagte Begebenheit wenigstens zum Theil von ohngefähr zutreffen. In andern Fällen mögen wohl Ver-

nunftgründe vorhanden gewesen seyn, woraus man das Künftige geschlossen hat, die aber entweder nicht deutlich eingesehen oder mit Fleiß verschwiegen worden sind, um sich das Ansehen eines Propheten zu geben.

Eben dieselbe Bewandniß hat es auch mit den Erzählungen von Träumen, die etwas vorherbedeuten sollen.

§. 81.

Der Ausdruck Genie heißt in weiterer Bedeutung so viel, als das bestimmte Verhältniß der Erkenntnißkräfte, sowohl der niedern als der höhern, unter einander. In dieser Bedeutung nimmt man das Wort, wenn man sagt, daß jeder Mensch sein eigenes Genie habe. In engerer Bedeutung heißt ein vorzüglich guter Kopf ein Genie. Er zeichnet sich aus durch vorzügliche Wirksamkeit des Verstandes, gründliche und richtige Urtheilskraft, feines und scharfes Empfindungsvermögen, starke Aufmerksamkeit, glückliches Gedächtniß, blühende, schöpferische Einbildungskraft, geistiges Abstractionsvermögen. Ein solcher Mensch besitzt Geistesgröße, wenn er große Ideen fassen und überdenken, sich über viele Gegenstände ausbreiten, das Mannigfaltige darin scheiden und die Dunkelheiten aufhellen kann; Stärke des Geistes, wenn er die Kraft besitzt, seine ganze Aufmerksamkeit anhaltend mit einem Gegenstand

genstand zu beschäftigen ohne sich durch äussere Hindernisse leicht stöhren zu lassen; Geschwindigkeit des Geistes, wenn er mehrere Ideenreihen in kurzer Zeit durchdenken, und mit einem Blick übersehen kann; Erfindungskraft, wenn er wichtige Wahrheiten oder nützliche Kunstwerke entdeckt, nicht leicht nur nachahmt, sondern gern seinen eigenen Gang im Denken wählt, und überall neue Aussichten für künftige Denker eröfnet, wn er seine Geisteskraft ernstlich anwendet.

Wenn sich alle die Seelenkräfte im vorzüglichen Grade bey einem Menschen vereinigen, so erhält er den Namen eines Universalgenie's. Er wird in allen Fächern, worauf er sich legt, groß seyn, und sich durch die größten Hindernisse nicht leicht von seiner Bahn zurückschrecken lassen. Aber die Geschichte hat nur wenige Köpfe dieser Art aufzuweisen, als Beyspiele solcher seltnen Männer, will ich hier nur Leibniz und Newton nennen.

§. 82.

Weniger selten, als vorzügliches Genie, aber desto schätzbarer sind: gesunder Verstand, gesunde Urtheilskraft und Vernunft, das Vermögen, die Wahrheit einzusehen, einzelne Fälle richtig zu beurtheilen, und richtige Schlüsse daraus zu ziehen. Die Anlage dazu giebt die Natur; aber ernstliche, fleißige, stets fortge-

setzte Uebung muß dazu kommen, um diese Geisteskräfte immer weiter auszubilden.

Nach dem verschiedenen Verhältniß der Erkenntnißkräfte der Menschen, den Gegenständen, womit sie sich gerne beschäftigen, und wozu sie von Natur besonders aufgelegt sind, legt man ihnen verschiedene Namen bey. Es giebt z. B. spekulative, empirische, mathematische, philosophische, poetische, mechanische Köpfe.

IV. Von dem Gefühlvermögen.

§. 83.

Der Mensch hat ein Gefühlvermögen, oder ein Vermögen, Lust und Unlust zu empfinden. Denn alle Gefühle sind entweder angenehm oder unangenehm, Lust oder Unlust.

Daß man das innere Gefühlvermögen von dem äussern Sinne des Fühlens, so wie die innere Gefühle der Lust und Unlust von der äussern Empfindung, die durch denn Sinn des Fühlens wahrgenommen wird, unterscheiden müsse, ist schon oben erinnert worden.

§. 84.

Die Eigenschaften eines jeden Gefühls sind:

1) Es ist etwas, das im Gemüthe selbst, nicht ausser demselben existirt, etwas subjectives, nicht objectives. Die Ursachen desselben können aber ausser dem Gemüthe seyn, z. B. die Speise, deren Genuß Wohlgeschmack, das Gemälde dessen Anblick Vergnügen wird.

2) Es

2) Es ist selbst keine Vorstellung, aber mit Vorstellungen verknüpft, z. B. die Vorstellung einer moralisch guten Handlung ist mit einem Gefühl der Achtung gegen den Thäter verbunden.

3) Das Gefühl ist mit einem Bestreben verbunden, den angenehmen Zustand des Gemüths zu erhalten, oder den unangenehmen wegzuschaffen. Gefühl ist nicht selbst ein Trieb, Bestreben, Begierde oder Verabscheuung. Dieses sind Aeusserungen der Willenskraft. Aber es kann den Willen zur Thätigkeit reizen. Z. B. Gefühl des Schmerzes treibt an, die Ursache desselben aufzusuchen, um ihn wegzuschaffen.

§. 85.

Einerlei Vorstellungen erwecken nicht bey allen Menschen, auch nicht bey einem Menschen zu verschiedenen Zeiten einerlei angenehme oder unangenehme Gefühle. Es kommt hier sehr vieles auf die vorhergehende ganze Stimmung des Gemüths, die äussere Lage, und manche andere Verhältnisse an, worin sich der Mensch befindet. Durch Gewohnheit nimmt die Stärke derselben meistens ab. Auch allzugroße Einförmigkeit der Vorstellungen schwächt nach und nach die Gefühle, welche sie anfangs begleiteten. Dagegen erregen stark abwechselnde, neue, seltene Gegenstände, lebhafte Gefühle. Auch

der

der Kontrast verstärkt öfters das angenehme oder unangenehme Gefühl, wenn es unmittelbar auf ein entgegengesetztes folgt. Z. B. das Gefühl der Genesung nach einer Krankheit, die Sättigung nach großem Hunger.

Wenn Lust und Unlust in gleicher Stärke, zu gleicher Zeit im Gemüthe einander entgegen wirken, so schwächen sie sich wechselsweise; oder sie wechseln sehr geschwind ab, bis ein Gefühl die Oberhand behält. Oft ist etwas für die Sinne angenehm, was dem Geschmack und der Vernunft mißfällt, oder dem Geschmack angenehm und der Vernunft nicht. Es giebt ästhetische schöne Gegenstände, die schädlich sind, z. B. Feuersbrünste; reizende Schilderungen unmoralischer Gegenstände durch Dichter — Manches gefällt der Vernunft, ist aber für die Sinne unangenehm. — Was man gewöhnlich ein gemischtes Gefühl nennt z. B. Furcht und Hofnung ist nichts anders, als ein schnell wechselnder Zustand angenehmer Gefühle, welche im Gleichgewicht stehen. Der Zustand der Gleichgültigkeit tritt ein, wenn die Seele weder Lust noch Unlust empfindet. Völlige Gleichgültigkeit tritt selten, oder vielleicht nie ein, aber wohl Näherung zu diesem Gemüthszustande.

§. 86.

Die nächsten Veranlassungen und Ursachen der Gefühle können öfters durch Erfahrung gefunden werden, aber die eigentliche Entstehungsart derselben und die Veränderungen, welche dabey im Körper vorgehen, sind uns ver-

verborgen. Nur so viel scheint gewiß zu seyn, daß kein Gefühl blos geistig, sondern jedesmal mit gewissen Veränderungen in den körperlichen Organen verbunden ist.

§. 87.

Die Gefühle werden in folgende Klassen abgetheilt:

1) Gefühle, die aus gewissen Zuständen und Veränderungen des Körpers entstehen; körperliches Vergnügen und Schmerz. Dazu gehören auch solche, welche mit den Instinkten zur Erhaltung des Körpers übereinstimmen.
2) Gefühle, welche die Vorstellungen der Einbildungskraft begleiten, z. B. angenehmes Gefühl bey der Vorstellung eines Gutes, das man erwartet.
3) Das Mitgefühl oder Sympathie, z. B. Freude über das Glück anderer Menschen.
4) Aesthetische Gefühle, z. B. Gefallen oder Mißfallen am Schönen und Häßlichen.
5) Gefühle, welche durch Erkenntnisse des Verstandes und der Vernunft gewirkt werden, z. B. Vergnügen über eine unentdeckte Wahrheit.
6) Moralische Gefühle, welche bey dem Urtheil über den moralischen Werth unserer eigenen und fremder Maximen und Handlungen entstehen.

§. 88.

Körperliche Gefühle.

Gefühle des Wohlgeschmacks und Uebelgeschmacks der Speisen und Getränke — des angenehmen und unangenehmen Geruchs — des Gesichts, z. B. helles blendendes Licht ist für die Augen unangenehm — des Gehörs, z. B. sanfte, lustige, rauschende Musik macht verschiedenen Eindruck — Gefühle des Hungers und Durstes und der darauf folgenden Sättigung — Abwechselung und Einförmigkeit der Nahrungsmittel — Sanfte Berührung der Gefühlsnerven, z. B. Jucken, mäßiges Reiben, Kützel. Das Gegentheil ist eine zu heftige Erschütterung, oder Verletzung der Theile des Körpers, z. B. Schmerzen im Kopf, Magen u. d. gl. Stechen, Brennen, Schneiden, u. s. w. — Gefühle der Gesundheit, Lebensgefühl, Wohlbehagen, Gefühl der körperlichen Kraft, Stärke 2c. entsteht aus mäßiger Beschäftigung der Lebenskräfte, leichtem Umlaufe des Geblüts, guter Verdauung u. d. gl. Entgegengesetzt sind die Gefühle der Schwäche, Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, Melancholie, Bangigkeit u. s. w. Gefühle der Ermüdung, Schläfrigkeit und der darauf folgenden Erholung, Erquickung, Genesung nach einer Krankheit — starke Erhitzung des Körpers und Abkühlung — Frost und Wärme.

§. 89.

Gefühle der Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft kann vorzüglich auf dreifache Art Ursache von Erregung der Gefühle seyn, indem sie 1) entweder das Vergangene wieder vorstellt, 2) oder Ideen, von dem, was künftig ist, producirt, 3) oder Zustände, Lagen, Begebenheiten u. d. gl. erdichtet. Durch Ideenverbindungen werden häufig ehemalige angenehme und unangenehme Gefühle wieder erweckt, z. B. bey dem Andenken an ein genossenes Glück, an den Tod eines Freundes. Vorstellungen von Glück und Unglück, das wir erwarten oder fürchten — von Mitteln zur Befriedigug gewisser Neigungen, z. B. Geld, Ansehen, — von erdichteten Zuständen und Lagen, in welchen wir uns versetzen — Vorstellungen von nützlichen und schädlichen Begebenheiten, die unser Wohl und Weh befördern, z. B. von einer fröhlichen Botschaft, von Beleidigungen, Kränkungen u. d. gl. erregen entweder Gefühle der Freude, Heiterkeit, gute Laune, oder Betrübniß, Traurigkeit, Mißmuth, Schrecken, Furcht, Verzweiflung.

§. 90.

Mitgefühl oder Sympathie.

Wenn wir uns den angenehmen oder unangenehmen Zustand, Glück und Ungemach, ande-

anderer Menschen vorstellen, so können wir uns vermittelst der Einbildungskraft in denselben Zustand versetzen. Wir werden davon eben so afficirt, als wir uns vorstellen, daß der andere afficirt worden sey. Daher entstehen die Gefühle der Mitfreude und des Mitleidens. Oefters empfinden wir das Angenehme oder Unangenehme lebhafter und stärker, als der andere selbst — Oefters äussert sich auch das Mitgefühl gegen Thiere; sogar gegen leblose Dinge, wenn uns die täuschende Einbildungskraft diese Dinge als lebend und empfindend vorstellt.

Antipathie, Abneigung gegen Menschen, ohne sich des Grundes bewußt zu seyn; Abscheu vor gewissen Thieren und leblosen Dingen, sind unangenehme Gefühle, und gründen sich öfters auf verborgene Ideenverbindungen.

§. 91.

Aesthetische Gefühle.

Schöne und häßliche Gegenstände erregen Gefühle des Wohlgefallens und Mißfallens: z. B. eine schöne Blume, eine schöne Menschengestalt, schöne Gedichte, Musik, Gemählde u. s. w. sind Gegenstände des ästhetischen Wohlgefallens. — Aesthetische Gefühle entstehen aus dem Anschauen eines schönen oder häßlichen Gegenstandes, ohne Beziehung auf eine sinnliche

liche Neigung, oder auf ein Urtheil von dem was nützlich oder schädlich ist.

Es enstehet ein unintereſſirtes Wohlgefallen oder Mißfallen. Erhabene Gegenstände, z. B. ein hoher Berg, der gestirnte Himmel, Beschreibung erhabener Dinge bey Dichtern, beschäftigen die Einbildungskraft, und erwecken ein Gefühl des Wohlgefallens. — Naive, lächerliche, witzige, scherzhafte Einfälle gefallen aus eben der Ursache, weil sie der Phantasie eine leichte Beschäftigung geben. Ebenfalls das Lächerliche in Gebehrden, Handlungen, Erzählungen u. s. w. Ungereimtheiten in Dingen, die an sich nicht sehr wichtig sind. — Geschickte Nachahmung der Natur durch schöne Künste gefällt: z. B. schöne Beschreibungen eines Dichters von einer Landschaft, getreue Gemählde, Bildsäulen, schöne Gebäude. — Vorstellungen menschlicher Handlungen und Schicksale in Lust- und Trauerspielen erregen Mitgefühl und Bewunderung über die Geschicklichkeit des Künstlers u. s. w.

Hier sollten nur die vorzüglichsten Quellen der ästhetischen Gefühle angegeben werden; eine weitere Ausführung dieser Materie wird man in der Aesthetik oder Theorie des Geschmacks finden.

§. 92.

Gefühle bey Erkenntnissen des Verstandes und der Vernunft.

Erkenntniß der Wahrheit, Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit sich selbst und den Objecten; sind angenehm. — Ursachen dieses angenehmen Gefühls sind: Beschäftigung der Denkkraft, das Bewußtseyn unserer Vervollkommnung, die unser eigenes Werk ist, durch unseren eigenen Scharfsinn und Anstrengung der Vernunft errungen worden ist; die Vorstellung des Nutzens, welchen andere Menschen und wir selbst aus den erlernten oder neuerfundenen Wahrheiten ziehen können, u. s. w. — Was aber die Vernunft in ihrer Wirksamkeit hemmt, ist unangenehm, z. B. Ungewißheit, Zweifel, Irrthümer. Dahin gehören auch: lange vergebliche Anstrengung, einen mündlichen oder schriftlichen Vortrag zu verstehen, oder eine Wahrheit zu entdecken, zu beweisen, zu vertheidigen; — Entdeckung der Vorurtheile, des Aberglaubens anderer Menschen, verbunden mit der wahrscheinlichen Vorstellung, daß sie noch lange das wohlthätige Licht der Aufklärung entbehren müssen; Entdeckung der Hindernisse, welche von selbstsüchtigen, lichtscheuen Menschen der wahren Aufklärung der Menschen in den Weg gelegt werden.

§. 93.

Moralische Gefühle.

Wir empfinden das uneigennützigste Wohlgefallen am sittlich Guten und die reinste Achtung gegen die Tugend; aber Abscheu und Verachtung gegen das Laster. Dieses Gefühl ist nicht der Erkenntnißgrund von dem, was recht und unrecht, gut und böse ist: denn nur die Vernunft, und kein Gefühl, kann dieses entscheiden. Das leztere begleitet aber das Urtheil der Vernunft, und wirkt als Triebfeder auf den Willen zu Ausübung moralisch guter Handlungen. Es ist der höchste und letzte Zweck unserer Natur, nicht blos von Neigungen der Sinnlichkeit abzuhängen, sondern die allgemeingültigen und absolut nothwendigen sittlichen Vorschriften der Vernunft zu befolgen. Wir lieben die Tugend nicht blos als ein Mittel, anderer Arten von Glückseligkeit theilhaftig zu werden, sondern wir lieben und achten sie um ihrer selbst willen, als etwas Absolutgutes. — Wenn wir uns selbst das Zeugniß eines tugendhaften Verhaltens geben können, so fühlen wir eine beseligende Selbstzufriedenheit, im gegenseitigen Falle, Gewissensunruhe. Die moralische Billigung und Mißbilligung der Gesinnungen und Handlungen anderer Menschen ist ebenfalls von diesem Gefühle der Achtung und Verachtung begleitet. Ob man gleich auch gegen

Men=

Menschen von großem Scharfsinn, Verstand, Witz, wenn sie einen guten moralischen Charakter haben, Achtung empfindet; so sind doch die moralisch guten Eigenschaften, als Menschenliebe, Redlichkeit, Seelenstärke, Selbstherrschaft, Muth bey Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, die sich auf der Bahn zur moralischen Vollkommenheit entgegenstellen, die eigentlichen Objecte unserer Hochachtung.

Nur vernünftige Menschen, (keine ganz junge Kinder, Wahnsinnige oder Thiere) sind Gegenstände der moralischen Billigung oder Mißbilligung. — Die weitere Ausführung dieser Materie gehört in die Moral.

§. 94.

Einige Anmerkungen über die Gefühle.

1) Sie können auch in Ansehung der Stärke und Dauer unterschieden werden. Aber diejenige, welche in dem einen Stücke einen Vorzug haben, stehen in dem andern nach. Ein und dasselbe Gefühl kann nicht zugleich sehr stark und lange anhaltend seyn, und die Natur befolgt auch hier, wie überall, das Gesetz, daß diejenige Kraft, welche dem Grade nach geringer ist, desto länger dauern kann, ohne abgestumpft zu werden. Gefühle der körperlichen Organe sind gewöhnlich weit stärker, als die der Einbildungskraft, und diese stärker, als die Gefühle, welche von Vernunft-

nunftkenntnissen oder Vernunfthandlungen gewirkt werden. Wenn starke sinnliche Gefühle den moralischen entgegen stehen, so muß das Interesse für Tugend sehr lebhaft, die Grundsätze der Moralität müssen sehr deutlich und wirksam auf den Willen seyn, wenn die Reize der Sinnlichkeit besiegt werden sollen. In Ansehung der Dauer sind die angenehmen oder unangenehmen Gefühle, welche schwächer sind, anhaltender, als die lebhaften und starken. Das Vergnügen an Wahrheit und Tugend ist bleibend; aber die sinnlichen Freuden sind sehr vergänglich, erwecken bald Ueberdruß, und sind öfters wegen ihrer Stärke sehr schädlich für Geist und Körper, wenn sie nicht mäßig genossen werden.

2) Wenn mehrere Gefühle zusammenstimmen, so ist die Wirkung auf den Willen desto stärker: z. B. eine wohlthätige Handlung gegen einen hülfsbedürftigen Menschen kann nicht nur moralische Gefühle, sondern auch Sympathie, angenehme Erwartungen von Nutzen, der daraus entstehen kann u. d. gl. zu Triebfedern haben. Die Moral lehrt aber, daß das Gefühl der Pflicht die stärkste Triebfeder seyn muß, wenn die Handlung nicht eigennützig werden und allen moralischen Werth verliehren soll.

3) Zu der Zeit, wenn das Erkenntnißvermögen beschäftiget ist, entstehen keine starke Gefühle. Daraus fließt die wichtige Regel für manche Menschen zur Verminderung ihres übermäßigen Hangs zu starken Gefühlen, Empfindeley und Schwärmerey; daß sie ihren Geist zum Denken gewöhnen, ihn fleißig mit anhaltendem Nachdenken über wissenschaftliche und moralische Wahrheiten beschäftigen, oder auch an Gegenständen des gemeinen Lebens, welche Nachdenken erfordern, üben müssen.

V. Von dem Begehrungsvermögen.

§. 95.

Der Mensch hat ein **Begehrungsvermögen**, ein Vermögen, sich selbst zu Handlungen zu bestimmen, um dasjenige wirklich zu machen, was in der Vorstellung enthalten ist. Alle Bestrebungen dieses Vermögens sind entweder **Begierden**, oder **Verabscheuungen**.

Ein Bestreben ist 1) keine Vorstellung, 2) kein Gefühl. Es ist aber mit Vorstellungen und Gefühlen verbunden. Die Vorstellung ist für das Gefühl angenehm, oder unangenehm, und dieß erweckt eine Begierde oder Verabscheuung. Es ist daher offenbar, daß man nicht in einem Augenblick zugleich etwas begehren und verabscheuen kann.

§. 96.

Das Begehrungsvermögen wird in das untere und obere, oder sinnliche und vernünftige eingetheilt. Das erstere gehet auf Erhaltung des Angenehmen und Nützlichen, und auf Wegschaffung des Unangenehmen und Schädlichen. Dieses ist der letzte Endzweck des sinnlichen Begehrungsvermögens. — Das vernünftige aber geht hauptsächlich auf moralisch gute Gesinnungen und Handlungen, und verabscheut das moralisch Böse.

§. 97.

Sinnlichkeit und Vernunft sind beyde wesentliche Vermögen des menschlichen Geistes. Also gehören angenehme und nützliche Gegenstände eben so gut zu den Zwecken seines Bestrebens als das Absolutgute. Je nachdem aber die erstern oder das zweite als letzter Endzweck angesehen werden, nach denen der Wille strebt, ist die Vernunft der Sinnlichkeit oder diese jener untergeordnet. Daher entstehen die Namen des sinnlichvernünftigen und vernünftigsinnlichen Begehrungsvermögens. Die Bestrebungen des erstern heißen eigentlich Begierden und Verabscheuungen, des letztern aber Wollen und Nichtwollen.

§. 98.

Die Triebfedern, welche den menschlichen Willen bestimmen, sind von mancherley Art.

Erstlich Instinkte, Naturtriebe, welche mehr von Gefühlen als deutlichen und bestimmten Vorstellungen eines Gegenstandes herkommen, z. B. Trieb nach Essen und Trinken. Zweitens angenehme und unangenehme Gefühle mit Vorstellungen verknüpft; (Erfahrungskenntnisse von dem, was nützlich und schädlich ist.) Diese Triebe, die mehr mit vernünftiger Ueberlegung und Beziehung auf eine gewisse Zweckmäsigkeit verknüpft sind, können den Nahmen der sinnlichvernünftigen führen. Man sucht den gegenwärtigen Genuß zu verlängern und das, wovon man Vergnügen erwartet, zu erhalten, und das Gegentheil wegzuschaffen. Wenn diese Triebe zum Angenehmen oft befriedigt werden, so entstehen **Neigungen**, anhaltende Begierden. Das Gegentheil sind Abneigungen. Sehr heftige Neigungen, welche von starken Gefühlen herkommen, und öfters den Willen in große Thätigkeit setzen, sind **Leidenschaften** oder Affekten. — Die dritte Art der Beweggründe für den Willen sind **Vorstellungen** der moralischen **Vernunft** von dem, was an sich gut ist, was pflichtmäßig und pflichtwidrig, recht und unrecht ist.

§. 99.

Von den vielen Arten der sinnlichen Triebe und Neigungen können hier nur einige angegeben werden. Trieb der Selbsterhaltung nach

Nah-

Nahrung; nach Entfernung körperlicher Schmerzen; Zurückschaudern vor Gefahren; Abscheu vor giftigen, übelschmeckenden, übelriechenden Dingen u. s. w. Neigungen zu Vergnügungen der Sinne und Einbildungskraft; Neigungen zum Genuß der Schönheiten der Natur und Kunst. Trieb nach Ehre, Macht, Reichthum, nach Ausbildung des Verstandes, Erlernung nützlicher Kenntnisse, nach Beschäftigung, nach Ruhe; Trieb nach Gefühlen der Sympathie zur Verminderung oder Wegschaffung des unangenehmen Zustandes anderer Menschen, zur Erhaltung ihres Glücks u. s. w.

Jeder sinnliche Trieb bezieht sich auf ein ähnliches Gefühl, welches ihn erweckt und den Willen in Thätigkeit setzt. — Nicht alle Gefühle gehen vor der Begierde her. Nach der Befriedigung einer Begierde entsteht ebenfalls ein Gefühl der Lust, und wenn die Begierde nicht befriedigt wird, ein Gefühl der Unlust. — Oefters ist der Trieb nur im Gemüthe wirksam und es fehlt an Gelegenheit, ihn in Handlungen zu äussern. — Entgegengesetzte Neigungen und Triebe schwächen sich wechselsweise, bis eine die Oberhand behält. — Je lebhafter die Vorstellungen der Lust und Unlust sind, oder je plötzlicher sie entstehen, desto stärker wird der Trieb. — Neigungen, die oft befriedigt werden, oder deren Befriedigung sich manche unüberwindliche Hindernisse entgegen setzen, so daß sich die Phantasie lange mit dem Gegenstand lebhaft beschäftigt, nehmen sehr an Stärke zu.

§. 100.

Die Leidenschaften sind von zweierlei Art:

I. Viele bestehen darin, daß sich mit starken Gefühlen ein heftiges Bestreben verbindet, um etwas Angenehmes zu erhalten oder etwas Unangenehmes zu entfernen.

1) Begehrende. a) Liebe, ein lebhaftes Bestreben der Seele, mit einem Gegenstande, dessen Vollkommenheiten ihr angenehm sind, in nähere Gemeinschaft zu treten. Dazu gehören Freundschaft, Dankbarkeit gegen Wohlthäter, allgemeine Menschenliebe, Geschlechtsliebe. b) Feindschaft, die Bemühung, den Feind zu verfolgen, und seine Kraft zu schwächen. c) Rachbegierde, Verlangen einem Beleidiger zu schaden. d) Troz und Eigensinn, wenn einer aus Stolz, Schwäche des Verstandes, oder wegen körperlicher Fehler z. B. Hypochondrie, ohne vernünftige Gründe seinen Willen durchsetzen will. e) Nacheiferung [illegible]cht, das Bestreben, vor andern gewisse Vorzüge zu erlangen. Sie kann edel und unedel seyn, nachdem sie auf wahre Vorzüge des Geistes und Herzens, oder auf geringfügige oder unmoralische Dinge gerichtet ist, f) Enthusiasmus, Eifer für wichtige Unternehmungen, Patriotismus, Diensteifer, Eifer für Entdeckung wichtiger Wahrheiten

heiten, für gewisse Personen, für Tugend und Beglückung der Welt. Er kann aber auch auf unedle Zwecke gerichtet seyn, oder zu Schwärmerei ausarten. g) Spottsucht, Bestreben, andere lächerlich zu machen. h) Stolz, i) Ehrgeiz, k) Geldgeiz, l) Gaumlust. m) Wollust.

2) Verabscheuende. a) Eckel, Abscheu vor widrigem Geruch und Geschmack, vor widrigen Gegenständen des Gesichts, garstigen Thieren, unreinlichen und ungesitteten Menschen. b) Haß, Abscheu vor Feinden. (Feindschaft und Haß sind nicht immer vereinigt). Abscheu vor sittlichen Unvollkommenheiten. c) Furcht vor Gegenständen, die Gefahr drohen. d) Schrecken, Furcht vor plötzlicher Gefahr. Auch ein schon vorhandenes schnell eingebrochenes Uebel, z. B. eine unerwartete Todespost, kann Schrecken verursachen. e) Mißgunst, Unlust über fremdes Glück. f) Kleinmuth. Abscheu vor Schwierigkeiten, g) Verzweiflung, heftiger Abscheu vor unüberwindlichen Schwierigkeiten, gegen die man kein Mittel weiß. h) Zorn.

§. 101.

II. Die zweite Gattung der Leidenschaften sind heftige Gefühle ohne starke Begierden, und ohne unmittelbare Thätigkeit des Willens.

1) An-

1) Angenehme. a) Freude, Vergnügen über angenehme Begebenheiten, Fröhlichkeit. Daraus entsteht öfters Scherzhaftigkeit, muthwillige Aeusserungen der Freude durch Schreien, Lärmen, Springen. Die Schadenfreude ist das Vergnügen über anderer Unglück. b) Bewunderung über schöne, erhabene Gegenstände, über Dinge, die selten sind, unsere Erwartung übersteigen. c) Große Ehrfurcht gegen sehr verständige oder sehr gute Menschen, gegen das höchste Wesen u. s. w. d) Hoffnung, Vergnügen bey der Vorstellung eines Guts, das wir erwarten. Die Hoffnung ist öfters angenehmer, als der nachherige Genuß; denn die Phantasie vergrössert das künftige Glück, und stellt öfters nur das Angenehme allein vor. Der Genuß ist zuweilen mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden.

2) Unangenehme. a) Traurigkeit, Betrübniß. b) Neid, unthätiger Verdruß über die Vollkommenheiten anderer Menschen. c) Aerger über anderer Menschen Reden, Handlungen, über Begebenheiten. d) Unthätige Furcht. e) Scham, Verdruß, wenn eigene Schwachheiten und Fehler von andern entdeckt werden. Aber Schamhaftigkeit ist kein Affect, sondern die Neigung, sich vor Reden und

und Handlungen zu hüten, deren man sich schämen müßte. f) Reue, Verdruß über unkluges oder unsittliches Betragen. Sie ist zuweilen mit Scham verbunden, zuweilen nicht.

§. 102.

Das vernünftige Begehrungsvermögen geht zunächst auf Gegenstände der moralischen Billigung und Mißbilligung. Aber auch das Sinnlichangenehme und Nützliche wird von der Vernunft gebilligt, doch nur in so fern, als keine Pflichten, deren Erfüllung die Vernunft als ihren Hauptzweck erkennt, dadurch verletzt werden. Wenn der Wille den Gesetzen der Vernunft folgt, so ist er moralisch frey. Die Sklaverei des Willens ist der Zustand, worin er sich von den dem Einflusse der Neigungen und Leidenschaften, den Vernunftgesetzen zuwider, bestimmen läßt.

§. 103.

Deutliche und lebhafte Erkenntniß der Pflichten, frühe und anhaltende Gewöhnung zur Befolgung moralischer Maximen, Belebung und Stärkung des moralischen Gefühls und aller der Neigungen, die sich damit zur Erhaltung der moralischen Würde des Menschen vereinigen lassen, Aufmerksamkeit auf sich selbst und Wachsamkeit, daß unsittliche Neigungen und Leidenschaften sich nicht festsetzen — dieses sind die Mit-

tel,

tel, wodurch die Thätigkeit und Freiheit des vernünftigen Begehrungsvermögens erhalten werden muß.

Mehreres davon wird in der Moral gesagt werden.

§. 104.

Zum Beschluß noch etwas von den mancherlei Verschiedenheiten der Menschen und den Ursachen derselben. Man kann diese Ursachen in natürliche und sittliche eintheilen. Die erstern sind solche, welche theils gar nicht, theils nur wenig von der Willkühr der Menschen abhängen: die letztern aber können von den Menschen mehr oder weniger nach Willkühr bestimmt und verändert werden.

I. Natürliche Ursachen.

1) Beschaffenheit des Körpers, Organisation, Verhältniß der flüssigen und festen Theile, langsamer oder schnellerer Umlauf der Säfte, gute oder schlechte Beschaffenheit der Empfindungswerkzeuge, größere oder geringere Reizbarkeit der Nerven u. d. gl. — Daher entsteht die gewöhnliche Eintheilung der Temperamente in a) das sanguinische, b) cholerische, c) melancholische, d) phlegmatische. Aus diesen entstehen mancherlei gemischte Temperamente, z. B. das san-

sanguinisch-cholerische, sanguinisch-phlegmatische, melancholisch-cholerische u. s. w.

2) Verschiedenheit in den natürlichen Geistesanlagen. Inbegriff und Verhältniß der Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungs-Kräfte. Daher entstehen z. B. gute, mittelmäßige, schlechte Köpfe; muntere, scharfsinnige, witzige, träge, blödsinnige, trockene Köpfe. Einige Menschen sind von Natur sanftmüthig, still; andere lustig, ungestümm; einige haben besondere Anlagen zu gewissen Gefühlen, Neigungen und Affekten.

3) Lebensalter. Kleine Kinder und Erwachsene, Jünglinge, Männer, Greise, Mädchen, Weiber, sind manchen körperlichen Veränderungen unterworfen. Der Körper wächst, seine Theile werden nach und nach fester. Die Kräfte des Körpers entwickeln sich, nehmen wieder ab u. s. w. Alles dieses hat Einfluß auf den Geist und Charakter des Menschen. Daher die verschiedenen Modificationen der Gefühle, Neigungen, Denkart, Sitten in den verschiedenen Lebensaltern.

4) Geschlecht. Im Ganzen sind Männer und Weiber in Gemüthsgaben, Neigungen, Trieben, so wie im Körperbau, verschieden. Dieses bildet den Geschlechtscharakter. Im

Gan-

Ganzen ist der Mann muthiger, das Weib verzagter, — der Mann mehr zu ernsthaften Geschäften des Denkens geschickt, das Weib gefühlvoller, und für weniger anstrengende Verstandesarbeit, und die Geschäfte des stillern häuslichen Kreises bestimmt — bey dem Manne finden sich mehr heftige Ausbrüche der Leidenschaft, bey dem Weibe mehr Sanftmuth und Nachgiebigkeit u. s. w.

5) Klima. Die Beschaffenheit der Luft, Hitze und Kälte, natürliche, und durch Anbau veränderte Beschaffenheit des Landes, haben grossen Einfluß auf die Einwohner. Körper und Geist werden manche Veränderungen leiden, je nachdem der Mensch fast beständig Winterkälte oder große Hitze erduldet, oder in gemäßigten Erdstrichen lebt. Anders ist er beschaffen in ebenen, anders in bergichten, waldichten Ländern, anders in solchen, die mit vielen Seen und Flüssen durchschnitten sind, oder am Meer und im Meer liegen (Inseln); anders in grossen festen Ländern; in unfruchtbaren, sandichten, oder wohl angebauten Gegenden. Welch ein Unterschied ist zwischen einem Italiener und Lapländer — Franzosen und Engländer — Chineser, Feuerländer, Neger, Europäer!

6) Die

6) Die gewöhnlichsten Nahrungsmittel, z. B. grobe und rauhe Kost, viele fette Speisen, hitzige und starke Getränke, viele Speisen aus dem Pflanzenreich, Thierreich, u. d. gl. gehören ebenfalls zu den Ursachen mancher Nationaleigenheiten.

II. Sittliche Ursachen.

1) Sprache. Davon hängt die Menge und Deutlichkeit der Begriffe, und die Vollkommenheit der Erkenntnißkräfte ab. Arme Sprachen enthalten fast nur Ausdrücke für die gewöhnlichsten sinnlichen Gegenstände. Je ausgebildeter die Sprache eines Volks ist, desto ausgebildeter sind auch im Ganzen die Verstandesfähigkeiten, und die Feinheit des Gefühlvermögens. Besonders hängt der Reichthum an allgemeinen Begriffen davon ab.

2) Lebensart. Einsamkeit und Leben in Gesellschaft — Körperliche Ruhe und Geschäftigkeit. — Arten der Beschäftigung, z. B. des Kriegers, des Gelehrten, Künstlers, Handwerksmanns, Bauers, der Armen und Reichen, der Land- und Stadtbewohner, haben mancherlei Einfluß auf den Menschen. Dahin gehören auch die Verschiedenheiten der Hirtenvölker, derer, die sich vom Ackerbau,

bau, Handlung, Schiffahrt nähren, die Jagd und den Krieg lieben, u. s. w.

3) Sitten, Gebräuche, Meinungen, welche in einer Nation, Stadt oder Familie lange gewöhnlich gewesen sind.

4) Erziehung durch Privatlehrer, in öffentlichen Anstalten, Lectüre, Beyspiele, Belohnungen und Strafen.

5) Religion. Begriffe von Gott; Verehrung Gottes durch äussere Gebräuche, Begriffe von der Bestimmung des Menschen; seinen Pflichten; Verhältnissen gegen Gott und andere Menschen; seinen Erwartungen nach dem Tode. Daher entstehen manche Eigenheiten in Volkscharakter, z. B. der Juden, Muhamedaner, Christen, Hindus, u. s. w.

6) Regierungsverfassung, Gesetzgebung, Handhabung der Gesetze, größere oder geringere Freiheit im Denken, Reden, Schreiben — Begünstigung oder Verhinderung des Ackerbaues, Handel, u. d. gl. — Auch die

die demokratische, aristokratische, monarchische, oder gemischte Form der Staatsverfassung muß in Anschlag gebracht werden.

7) Charakter, Principien und Maximen, welche jeder Mensch im Denken und Handeln befolgt. Der Charakter wird durch genannte Ursachen zum Theil bestimmt: ausserdem hängt er auch von dem freien Willen des Menschen ab.

Dieses sind die vorzüglichsten allgemeinen Ursachen von den Verschiedenheiten der Menschen. Alle besondere Ursachen, die noch mitwirken, anzugeben, würde zu weitläuftig seyn.

Die

Die Logik oder Vernunftlehre.

§. 105.

Die Logik ist die Wissenschaft von den allgemeinen und nothwendigen Regeln des Denkens und von dem rechten Gebrauche derselben. Nach diesen Regeln oder Gesetzen des Denkens müssen wir uns richten, wenn wir unsere Begriffe aufhellen und berichten, wenn wir über etwas ein Urtheil fällen, und aus bekannten Wahrheiten andere unbekannte herleiten wollen. Nach ihnen können wir beurtheilen: ob unsere eigene, oder anderer Menschen Begriffe, Urtheile und Schlüsse richtig seyen, oder nicht? Daher kann die Logik als eine Vorbereitungswissenschaft angesehen werden, weil wir nach ihren Regeln alle wissenschaftliche Kenntnisse ordnen, eintheilen und prüfen müssen.

Der Nutzen, den die Kenntniß und richtige Anwendung der logischen Regeln gewährt, ist mannigfaltig. Irrthümer und Fehlschlüsse sind oft die größten Hindernisse der menschlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit. Es ist also nicht nur Pflicht, daß wir uns die Mittel bekannt machen, und sie anwenden, wodurch wir uns vor Irrthümern hüten können; sondern dieses ist uns auch sehr nützlich. Denn die Wahl des

Guten

Guten und Nützlichen, und folglich die Beförderung unserer Vollkommenheit und Glückseligkeit hängt von dem richtigen Gebrauche unserer Denkgesetze ab.

§. 106.

Die Logik zerfällt in zwei Theile. Der erste enthält die Regeln des Verstandes im Allgemeinen, nach welchen wir uns bey allem Denken richten müssen. Er heißt auch die reine Logik. Der andere Theil lehrt die Anwendung dieser Regeln, bey den vielen Einschränkungen, welchen der menschliche Verstand von Natur unterworfen ist. Er handelt von den Quellen der Irrthümer, welche durch die Sinne, Einbildungskraft, Leidenschaften, Vorurtheile u. s. w. veranlasset werden; und von den Mitteln, dieselben zu vermeiden: ferner von dem rechten Gebrauche der Erweiterungsmittel unserer Erkenntniß, z. B. von den Regeln, die wir bey Beobachtungen und Versuchen, bey Prüfung eines Zeugnisses, bey Auslegung der Schriften, Vertheidigung eines Satzes, Widerlegung irriger Meinungen u. d. g. zu beobachten haben.

Erster Theil.

§. 107.

Das Vermögen zu denken, oder der Verstand in weiterer Bedeutung, ist das Vermögen

mögen, mehrere Vorstellungen in einem Bewußtseyn zu verbinden. Dieses Denkvermögen kann auf dreyerley Art wirksam seyn. Entweder werden einzelne Vorstellungen verbunden, woraus Begriffe — oder es werden mehrere Begriffe verbunden, woraus Urtheile entstehen — oder durch die Verbindung mehrerer Urtheile wird ein neues Urtheil gefolgert, wodurch Vernunftschlüsse zu Stande kommen. Das Vermögen der Begriffe heißt **Verstand** (in engerer Bedeutung), das Vermögen der Urtheile **Urtheilskraft**, und das Vermögen der Schlüsse **Vernunft**.

I. Von den Begriffen.

§. 108.

Die Sinnlichkeit ist das Vermögen, durch Gesicht, Gehör, Geschmack, u. s. w. unmittelbare Vorstellungen von Gegenständen zu erhalten. Diese heißen Anschauungen. Der Verstand vereinigt das Mannigfaltige der Anschauungen in eine Vorstellung. Diese mittelbare Vorstellungen von Gegenständen heißen Begriffe. Z. B. vom Menschen, vom Triangel u. d. gl. überhaupt. Ein Begriff ist also eine Vorstellung, welche mehrere Vorstellungen unter sich begreift, die durch ihn als in eine Einheit verbunden sind. So ist z. B. der Begriff vom Triangel überhaupt die Einheit, durch welche

wir die Vorstellungen von allen spitz= stumpf= und rechtwinklichten Triangel als verbunden denken.

Bey allem Denken kommt sehr viel darauf an, daß sich der Mensch deutliche Begriffe von den Gegenständen mache, über die er nachdenken will. — Bloße Wörter, wobey wir uns nichts denken, sind keine Begriffe. Denn Wörter sind bloße Zeichen von Begriffen, und wenn wir uns nichts dabey vorstellen, leere Töne.

§. 109.

Die Verstandesbegriffe beziehen sich also auf mehrere ähnliche Gegenstände. Zu der Bildung eines Begriffs gehört; 1) daß der Verstand die einzelnen Vorstellungen von mehreren ähnlichen Dinge vergleiche, 2) und die Merkmale, welche sie gemein haben, zusammenfasse, z. B. durch die Vergleichung mehrerer gradlinichten Triangel findet man die gemeinschaftlichen Eigenschaften, daß sie aus geraden Linien zusammengesetzt sind, daß dieses nur drey Linien sind, und daß sie einen Raum einschließen. Wenn diese Merkmale zusammengefaßt werden, so entsteht der allgemeine Begriff eines gradlinichten Triangels. Man abstrahirt also von allen andern Merkmalen, welche diesem und jenem Triangel, aber nicht allen, zu kommen,

weil diese nicht in den allgemeinen Begriff gehören.

Abstraction ist das Absondern der Vorstellungen im Bewußtseyn, wobey man einige mit besonderer Klarheit denkt, und die andern wegläßt.

§. 110.

Durch das Vermögen, Begriffe zu bilden, bekommt der Mensch auch Ideen von Gattungen und Arten. Einige Begriffe haben eine weitere Sphäre als andere, und heißen höhere; andere haben eine engere Sphäre, und heißen niedrigere, z. B. der Begriff vom Thiere ist weiter, als der von einem vierfüßigen Thiere, und dieser ist weiter, als der von einem Pferd.

Viele einzelne Dinge gehören zu einer Art (species) und der Begriff, welcher ihre gemeinschaftlichen Merkmale enthält, ist der Begriff von einer Art, z. B. die Begriffe von dem Eichbaum, Buchbaum, Kirschbaum, u. s. w. Viele Arten gehören zu einer Gattung (Genus), und der Gattungsbegriff enthält die gemeinschaftlichen Merkmale aller dieser Arten z. B. von dem Baum überhaupt. Mehrere Gattungen stehen unter einer höhern, z. B. die Gattungen: Baum, Staude, Gras u. s. w. stehen unter dem höhern Gattungsbegriff der Pflanze. Ein noch höherer Begriff ist der von organisirten

ten Wesen, unter welchen die Pflanzen und Thiere gehören. So steigt der Verstand durch viele Begriffe von Zwischengattungen bis zur höchsten und allgemeinsten von Dingen überhaupt — Was einer Gattung oder Art zukommt, muß auch allen Arten oder einzelnen Dingen, die darunter begriffen sind, zukommen.

Wenn man die Merkmale zusammenfaßt, welche mehrere einzelne Dinge nicht gemein haben, so heißt dieses ihr Unterschied (differentia numerica.) Auf eben diese Weise entsteht der Begriff von dem Unterschied mehrerer Arten und Gattungen (differentia specifica et generica,) z. B. der Begriff von den Merkmalen, welche die Eichbäume, und Buchbäume nicht gemeinschaftlich haben, bestimmt ihren specifischen Unterschied.

§. 111.

Zwey Begriffe heißen Wechselbegriffe, wenn einer statt des andern gesetzt werden kann. Man sagt alsdann, daß sie sich einander einschließen, z. B. gleichseitiger Triangel, und gleichwinklichter Triangel. Wenn der erste Begriff zwar den zweyten, aber der zweyte den ersten nicht einschließt, so ist er dem ersten subordinirt, z. B. der Begriff von dem Quadrat ist dem von dem Viereck subordinirt. Wenn zwei Begriffe zwar einstimmig sind, aber keiner

dem andern subordinirt ist, so sind sie koordinirt, z. B. Viereck und gleichseitige Figur.

§. 112.

Ein Begriff ist zusammengesetzt, wenn man darin mehrere Merkmale unterscheiden kann: z. B. an einem Stück Geld kann man die Farbe, Größe, Gepräge, Festigkeit u. d. gl. als Merkmale angeben. Im gegenseitigen Falle heißt er ein einfacher Begriff, z. B. der Begriff von einem Ding überhaupt, die Vorstellung von rother Farbe sind einfach, weil darin keine Merkmale unterschieden werden können.

§. 113.

Die Merkmale eines Begriffs müssen zusammen gedacht werden können, wenn er ein wahrer Begriff seyn soll, z. B. viereckigt, gleichseitig und rechtwinklicht lassen sich zusammen denken, und geben den wahren Begriff eines Quadrats. Wenn aber die Merkmale nicht zusammenstimmen, oder in einer Vorstellung nicht vereinigt werden können, so ist der Begriff logisch falsch, widersprechend, und kann gar kein Begriff genannt werden, z. B. ein dreyseitiges Quadrat; ein runder Triangel. — Nichts, was sich denken läßt, widerspricht sich, ist das Grundgesetz der Logik, und heißt der Satz des Widerspruchs (principium contra-

tradictionis). Ein anderer Satz: Alles, was sich denken läßt, stimmt mit sich selbst überein, ist eine Folge des erstern, und heißt der Satz der Einstimmung, (principium identitatis).

Die Merkmale, welche man nicht aufheben, oder wegnehmen kann, ohne den Begriff selbst zu zerstören, sind die wesentliche Stücke desselben (essentialia,) z. B. im Begriff vom Menschen darf die Vernunft nicht fehlen, weil sie ein wesentliches Stück desselben ist. — Andere Merkmale, welche sich verändern können, ohne daß der Begriff geändert wird, sind zufällige, ausserwesentliche Eigenschaften, (modi, accidentia) z. B. die Farbe des Menschen.

§. 114.

Deutliche Begriffe (notiones distinctae) sind solche, deren Merkmale man sich bewußt ist, und sie angeben kann, z. B. ein Mensch ist ein vernünftiges Thier. Wenn man aber dieses nicht kann, so ist der Begriff undeutlich. Die letztern sind entweder klare, oder verworrene Begriffe. (notiones v. clarae v. confusae). Klare Begriffe sind deswegen undeutlich, weil sie einfach sind (§. 112.) und also gar keine verschiedene Merkmale enthalten, z. B. von Farben, Tönen, Geschmack. Wir können daß süße vom bittern unterscheiden, können aber keine Merkmale angeben, in welchen dieser Unter-

terschied bestehe. Verworrene Begriffe entstehen von manchen Gegenständen, in welchen zwar mehrere Merkmale enthalten sind, die man aber nicht unterscheidet. So hat z. B. mancher Mensch verworrene Begriffe von Tugend, Recht, Pflicht, u. d. gl. Diese können auch deutlich gemacht werden, aber die klaren nicht.

Je mehrere Merkmale man in einem Begriff unterscheidet, desto deutlicher ist er. Daher hat die Deutlichkeit viele Grade. Er ist ausführlich deutlich, (notio complete distincta) wenn man von den wesentlichen Merkmalen auch deutliche Begriffe hat, z. B. das Quadrat hat vier grade gleiche Seiten und lauter rechte Winkel. Wenn ich weiß, was eine grade Linie und ein rechter Winkel ist, so ist der Begriff von Quadrat ausführlich.

Endlich heißt der Begriff vollständig, wenn man nicht nur alle Merkmale desselben, sondern auch von diesen die Merkmale, und von den letztern wieder neue Merkmale angeben kann, bis man in dieser Auflösung des Begriffs auf einfache Begriffe kommt. Z. B. die zwey Merkmale des Menschen sind Thier und vernünftig. Ein Thier ist ein organisirtes Wesen, welches lebt, empfindet, von innen wächst, und sich

nach

nach Vorstellungen bewegt. Vernünftiges Wesen ist ein solches, welches ein thätiges Vorstellungsvermögen besitzt. Die Begriffe: Leben, Empfindung, organisirtes Wesen, u. s. w. kann man nun noch ferner auflösen, und versuchen, ob der Begriff vollständig gemacht werden könne.

§. 115.

Ein vollständiger Begriff, welcher der Sache genau angemessen ist, so daß weder zuviel, noch zu wenig Merkmale angegeben werden, heißt eine **Erklärung** oder **Definition**. Der Gegenstand derselben heißt das **Definitum**. (Das obige Beyspiel von einem Quadrat gehört hierher.)

Die Mathematik liefert eine Menge richtiger Definitionen. In andern Wissenschaften ist es weit schwerer, richtige Definitionen zu geben. In der Naturgeschichte und Naturlehre, wo wir es mit Gegenständen der bloßen Erfahrung zu thun haben, können keine vollständige Definitionen, sondern nur Beschreibungen gegeben werden. Man giebt solche Merkmale von einem Dinge an, welche hinreichen, um es von andern Dingen zu unterscheiden. Z. B. Beschreibungen von Pflanzen, Thieren u. d. gl.

§. 116.

Die Definitionen sind entweder **Sacherklärungen** (Realdefinitionen), oder **Worterklärungen** (Nominaldefinitionen). In den

Sacherklärungen werden die wesentlichen Merkmale und innern Beschaffenheiten angegeben, woraus man alles, was der Sache zukommt, verstehen und erklären kann: z. B. der Zirkel ist eine Figur, die von einer einzigen Linie so begrenzt wird, daß alle grade Linien, die von einem Puncte innerhalb (dem Mittelpunct) nach der begrenzenden Linie (Peripherie) gezogen werden, gleich gros sind — Die Worterklärung giebt einen deutlichen Begriff von einer Sache durch äussere Merkmale, wodurch man in Stand gesetzt wird, sie von andern zu unterscheiden. Sie betrifft also das Wesen der Sache nicht. Z. B. Wasser ist ein durchsichtiges Flüssige, ohne Farbe und Geschmack.

§. 117.

Regeln zur Beurtheilung der Richtigkeit einer Realdefinition.

1) Die Definition muß dem Definitum angemessen oder adäquat seyn. a) Sie darf nicht weniger Merkmale angeben, als erforderlich sind, um den Gegenstand von allen andern zu unterscheiden; sonst ist sie weiter, als das Definitum. Exempel von Definitionen, welche diesen Fehler haben, sind folgende: ein Quadrat ist eine Figur von vier gleichen Seiten; (hier fehlt die Bestimmung der Größe der Winkel); ein gradlinichter Tri-

Triangel ist eine Figur, welche von Linien eingeschlossen ist; (es sollte heißen, von drei graden Linien); b) Sie darf aber auch nicht mehr Merkmale angeben, als zur Unterscheidung der Sache erforderlich sind; sonst ist sie enger, als das Definitum: z. B. ein Triangel ist eine Figur von drei graden und gleichen Seiten.

2) Sie darf keine zufällige, (§. 113.) sondern nur wesentliche Merkmale von der Sache angeben, welche sich jederzeit dabey finden müssen: z. B. daß ein Triangel auf ein Papier gezeichnet ist, ist ein zufälliges Merkmal, und gehört nicht in die Definition.

3) Es dürfen keine negativen Merkmale angegeben werden, wenn positive vorhanden sind; z. B. ein Triangel ist nicht rund.

4) Das Wort, welches erklärt werden soll, darf nicht in der Definition selbst wieder vorkommen, sonst findet sich ein Cirkel in der Definition. Z. B. eine grade Linie ist eine solche, welche grade vor sich hinlauft.

II. Von den Urtheilen.

§. 118.

Diejenige Handlung des Verstandes, wodurch zwey oder mehrere Begriffe, welche mit einander verglichen worden sind, entweder verbunden

bunden oder getrennt werden, heißt urtheilen; z. B. der Mensch ist sterblich, der Mensch ist nicht unsterblich. Die Urtheilskraft ist also das Vermögen, zwei Begriffe, oder zwei Anschauungen, oder einen Begriff und eine Anschauung mit einander zu vergleichen, wodurch sich zeigt, ob dieselben mit einander verbunden werden können, oder nicht. — In einem Urtheil heißt der eine Begriff (Mensch), wovon etwas bejahet oder verneint wird, das Subjekt. Das **Prädikat** (sterblich, unsterblich) ist dasjenige, was dem Subjekt beygelegt oder abgesprochen wird. Hierzu kommt noch das **Verbindungswort** (copula) ist, oder ist nicht.

Zuweilen steckt das Verbindungswort schon in dem Worte, welches das Prädikat bezeichnet, z. B. die Zeit eilet, die Sonne erwärmt.

§. 119.

Nach der Quantität werden die Urtheile eingetheilt: in allgemeine, partikuläre und einzelne. In den erstern wird einer ganzen Art oder Gattung ein Prädikat zu oder abgesprochen. Z. B. alle Menschen sind sterblich. In den partikulären bejahet oder verneint man ein Prädikat nur in Ansehung einiger Subjekte einer gewissen Gattung. Z. B. einige Thiere sind vierfüßig. Wenn das Subjekt ein einzelnes Ding

Ding ist, so gehört das Urtheil zu den einzelnen, z. B. die Erde ist rund.

§. 120.

In Ansehung der Qualität sind die Urtheile entweder bejahende oder verneinende, z. B. die Pflanzen sind organisirte Körper. Die Steine sind nicht organisirte Körper.

Wenn man auf die Quantität und Qualität zugleich sieht, so kann es allgemein bejahende und partikulär bejahende, allgemein verneinende und partikulär verneinende Urtheile geben. Z. B. alle Menschen sind sterblich — Einige Menschen sind gelehrt. Kein Mensch ist allmächtig; einige Menschen sind nicht tugendhaft.

§. 121.

Kategorische (absolute) Urtheile oder Sätze sind solche, worinn schlechtweg ohne Bedingung die Uebereinstimmung oder der Widerstreit des Subjekts und Prädikats behauptet wird. Z. B. Gott ist gerecht. Die Sonne scheint.

§. 122.

Hypothetische (bedingte) Urtheile enthalten einen Vordersatz (antecedens, hypothesis) als den Grund, und einen Nachsatz, (consequens, thesis) als die Folge. Z. B. wenn Gott gerecht ist, so belohnt er das Gute und bestraft das Böse. Wenn die Sonne scheint, so erwärmt sie die Erde. Es kommt dabei nur dar-

darauf an, daß die Folge richtig sey, oder daß der Vordersatz den Nachsatz als Folge nothwendig bestimme.

§. 123.

In disjunctiven Urtheilen wird das Subjekt als ein Ganzes, die Prädikate als die Theile angesehen, welche zusammen das Ganze ausmachen. Das Subjekt drückt die Gattung oder Art, das Prädikat die Untergattungen oder Unterarten aus. Z. B. Geschöpfe sind entweder leblos oder lebendig. Die Köoper sind entweder Mineralien oder Pflanzen, oder Thiere. Dieses heißt die logische Eintheilung der Begriffe.

Es giebt noch eine andere Art von disjunktiven Sätzen, die hypothetisch ausgedruckt werden; wenn die verschiedenen möglichen Folgen, die in einem gewissen Falle statt finden können, und die sich wechselsweise einander ausschliesen müssen, aufgezählt werden, z. B. wenn der Blitz einschlägt, so wird er entweder zünden, oder nicht zünden.

§. 124.

In der logischen Eintheilung werden alle niedere Begriffe, welche unter einem höheren stehen, vollständig dargestellt. Der höhere Begriff, oder das Ganze, welches eingetheilt wird, heißt das Eingetheilte (divisum). Die niedern Begriffe oder Theile, welche das Ganze zusam-

zusammengenommen ausmachen, sind die Eintheilungsglieder (membra divisionis).

§. 125.

Ein Begriff läßt sich öfters in verschiedener Rücksicht eintheilen. Daraus entstehen Nebenabtheilungen, z. B. die Triangel können in Ansehung der Seiten, in gleichseitige, gleichschenklichte und ungleichseitige; in Ansehung der Winkel in rechtwinklichte, stumpfwinklichte und spitzwinklichte eingetheilt werden. Die Menschen nach dem Geschlecht in männliche und weibliche; nach der Farbe der Haut, in weiße, schwarze, gelbe, kupferfarbige, u. s. w. Hier ist der Eintheilungsgrund (fundamentum divisionis) verschieden. — Wenn die Eintheilungsglieder wieder eingetheilt werden, so entstehen Unterabtheilungen. Alle Neben- und Unterabtheilungen lassen sich in einer Tabelle darstellen.

§. 126.

Regeln für die logische Eintheilung.

1) Der Eintheilungsgrund muß auf einem bestimmten, in die Augen fallenden Unterschiede beruhen, nicht auf etwas, dessen Richtigkeit noch in Anspruch genommen wird. So wäre z. B. die Eintheilung der Menschen nach ihrem Charakter in durchaus gute und durchaus

böse

böse fehlerhaft, weil sich von beiden Arten keine finden. — Eben so die Eintheilung der Basaltsteine in solche, die blos durch Feuer und andere, die blos durch Wasser ihre jetzige Form erhalten haben; weil die Art ihrer Entstehung noch nicht fest bestimmt werden kann. — Dahin gehört auch, daß man, wo möglich, nur nach wesentlichen Beschaffenheiten, und nicht nach zufälligen, eintheilen soll; also die Bäume nicht nach ihrer Höhe oder Dicke, die Menschen nicht nach der Farbe der Kleider u. d. gl.

2) Die Eintheilungsglieder müssen einander wirklich entgegengesetzt seyn. Eins darf nicht im andern enthalten seyn; sondern sie müssen sich einander ausschließen. Z. B. die Eintheilung der Thiere in Vögel, Fische, Adler, Wallfische u. s. w. ist gegen diese Regel.

3) Die Theilung muß vollständig seyn. Alle Glieder müssen angegeben werden, welche unter dem Hauptbegriff wirklich enthalten sind, z. B. die Eintheilungen der Regierungsformen in Monarchie und Aristokratie — der Triangel, in gleichseitige und gleichschenklichte, sind fehlerhaft.

4) Jedes Glied muß wirklich unter dem allgemeinen Begriff enthalten seyn; es darf nichts eingemischt werden, was nicht dahin gehört, wie

wie im folgenden Beyspiel: die Figuren sind entweder gradlinicht, oder krummlinicht, oder Winkel.

5) Neben- und Unterabtheilungen müssen gehörig geschieden und keine Abtheilung mit der andern vermengt werden.

6) Die Menge der Neben- und Unterabtheilungen darf nicht zu groß seyn, weil dieses die Uebersicht des Ganzen erschwert, und also eher Verwirrung als Deutlichkeit verursacht.

§. 127.

Wenn die Verknüpfung der Begriffe in einem Urtheile blos als möglich oder denkbar angesehen wird, so heißt es ein problematisches Urtheil; z. B. der Mensch kann tugendhaft seyn. Wenn die Verbindung nicht blos in Gedanken, sondern wirklich in den Gegenständen sich findet, so ist es ein assertorisches Urtheil, z. B. Titius ist ein gelehrter Mann. Ist aber die Verbindung nach den Denkgesetzen nothwendig, so daß das Gegentheil widersprechend wäre, so ist es ein apodiktisches Urtheil, z. B. jede Wirkung muß eine Ursache haben.

Im Deutschen wird der Unterschied dieser Urtheile durch die Worte: **es kann seyn**, **es ist**, **es muß seyn**, ausgedrückt.

§. 128.

Die Sätze sind theils theoretische, theils praktische. Erstere sind solche, wornach man urtheilt, daß die Sache ist, oder nicht ist: letztere lehren, daß etwas geschehen soll, und bestimmen den Willen.

§. 129.

Die theoretischen Sätze sind entweder ursprünglich gewisse Grundsätze, (axiomata), deren Wahrheit unmittelbar erkannt wird, daher sie keines Beweises bedürfen. Z. B. das Ganze ist so groß, als alle seine Theile zusammen: oder gefolgerte, mittelbar gewisse, Lehrsätze, (theoremata) deren Wahrheit aus andern Sätzen erwiesen werden muß, z. B. zwey Parallelogrammen von gleicher Grundlinie und Höhe sind gleich groß.

§. 130.

Die praktischen Sätze sind auch entweder unmittelbar oder mittelbar gewisse. Die erstern heissen Postulate (Forderungssätze); die Möglichkeit der Ausführung muß in ihnen ohne Beweiß gewiß seyn; z. B. jede Größe kann vermehrt und vermindert werden. Die andern heißen Probleme (Aufgaben) und bedürfen eines Beweises, z. B. zwey Zahlen mit einander zu multipliciren. Sie zerfallen in drey Stücke:

Auf-

Aufgabe selbst, Auflösung derselben, und Beweis, daß durch das vorgeschriebene Verfahren erhalten worden ist, was man verlangte.

§. 131.

In einer Wissenschaft muß man öfters solche Sätze zum Grund legen, welche in andern Wissenschaften schon erwiesen worden sind, z. B. wenn bey dem Vortrage der Physik Sätze aus der Optik oder Mechanik entlehnt werden. Diese heißen Lehnsätze (lemmata). — Sätze, welche unmittelbare Folgen aus den vorhergehenden Sätzen enthalten, heißen Folgesätze (corollaria). Ausserdem werden auch öfters Anmerkungen (scholia) zur Erläuterung angehängt.

§. 132.

Eine Hypothese ist ein Satz, welcher nicht völlig gewiß ist, aber als ein Grund angenommen wird, um andere völlig gewisse Kenntnisse (Erfahrungen) daraus zu erklären. Je mehr Folgen sich aus einer Hypothese erklären lassen, desto wahrscheinlicher wird sie; und wenn sich alle uns bekannte Folgen daraus erklären lassen, so daß ihr keine einzige widerspricht, so erreicht sie fast den Grad der apodiktischen Gewißheit, z. B, Hypothese des Copernicus von dem Laufe der Planeten um die Sonne.

Eine Hypothese darf nichts Widersprechendes in sich enthalten. Auch müssen die Folgen leicht und natürlich daraus herzuleiten seyn.

§. 133.

Zwey Sätze sind einander untergeordnet, (subalterne) wenn sie nur in der Quantität verschieden, (der eine ein allgemeiner, der andere ein besonderer Satz), und sonst in allem übrigen gleich sind. Z. B. alle Metalle schmelzen im Feuer. Gold schmelzt im Feuer.

Sätze, die in der Qualität verschieden sind, (der eine bejahend, der andere verneinend) sind entgegengesetzte (judicia opposita.)

Sie sind auf dreyerley Art verschieden.

1) Gegensätze (contraria), wenn sie beide allgemein sind. Sie können nicht beide wahr, aber beide falsch seyn. Z. B. alle Weltkörper sind bewohnt. Kein Weltkörper ist bewohnt.

2) Nebensätze (subcontraria), wenn sie beide partikulär sind. Diese können nicht beide falsch, aber beide wahr seyn. Z. B. einige Triangel sind gleichseitig, einige nicht gleichseitig. — Einige Menschen sind sterblich — einige nicht sterblich.

3) Widersprechende (contradictoria), wenn einer allgemein, der andere partikulär ist. Der eine muß wahr, der andere falsch seyn: z. B.

z. B. keine Pflanze ist giftig. Einige Pflanzen sind giftig.

III. Von den Vernunftschlüssen.

§. 134.

Wenn die Wahrheit oder Falschheit eines Urtheils aus mehrern andern gefolgert wird, so heißt dieses Schließen. Ein förmlicher Vernunftschluß (ratiocinium, syllogismus) besteht aus drey Sätzen. 1) Allgemeine Regel, oder Obersatz (propositio major), 2) Untersatz (propositio minor), 3) Schlußsatz (conclusio), dessen Wahrheit durch die beiden Vordersätze oder Prämissen bestimmt wird. Z. B. alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, also ist er sterblich. Alle Körper können zerstört werden, der Diamant ist ein Körper, also kann er zerstört werden.

Versteckte Schlüsse sind solche, worinn eine oder beide Prämissen nicht ausgedrückt sind, z. B. wir müssen sterben, weil wir Menschen sind. Man kann daraus leicht förmliche Schlüsse machen. Z. B. alle Menschen sind sterblich, wir sind Menschen, also sind wir auch sterblich. Die Bücher und Gespräche enthalten eine Menge versteckter Schlüsse, oder die Materie zu Schlüssen. Um die Richtigkeit derselben desto leichter prüfen zu können, kann man ihnen die Form ordentlicher Schlüsse geben.

§. 135.

In jedem förmlichen Schlusse sind drey Begriffe enthalten, welche mit einander verbunden sind, und deren jeder zweymal vorkommt. Die beiden Prämissen haben einen Begriff gemeinschaftlich, welcher der Mittelbegriff (terminus medius) heißt. Dieser wird im Obersatz als Subjekt mit einem Prädikate verbunden; das Prädikat heißt der Oberbegriff (terminus major). In dem Untersatz stehet ein anderes Subjekt, (der Unterbegriff, oder terminus minor) welcher ebenfalls mit dem Mittelbegriff verbunden wird. Endlich werden in dem Schlußsatz der Unterbegriff und der Oberbegriff als Subjekt und Prädikat verbunden.

Diese Verknüpfung der drey Begriffe kann allgemein durch Buchstaben vorgestellt werden.

M. Der Mittelbegriff.

P. Das Prädikat im Obersatz, oder der Oberbegriff.

S. Das Subjekt im Untersatz, oder der Unterbegriff.

Obersatz :	M — P.	Alle endliche Wesen (M) sind nicht allmächtig, (P)
Untersatz :	S — M.	Die Menschen (S) sind endliche Wesen, (M)
Schlußsatz :	S — P.	Also die Menschen (S) sind nicht allmächtig. (P)

Alle

Alle Wissenschaften, welche den Verstand schärfen, sind jedem Studierenden nützlich, die Mathematik ist eine Wissenschaft, welche den Verstand schärft, also ꝛc.

In der richtigen Verknüpfung des Mittelbegriffs mit den beiden andern liegt der Grund von der Richtigkeit des Schlußsatzes. Er ist ein Zwischenmerkmal, durch welches das Subjekt und Prädikat mit einander verglichen werden, und wodurch man einsieht, ob der Schluß bejahend oder verneinend wird. Wenn man daher nur den Schlußsatz und den Mittelbegriff eines Schlusses weiß, so kann man leicht die drey Sätze in gehörige Ordnung stellen.

§. 136.

Die allgemeine Regel für alle Schlüsse kann folgendermaßen ausgedrückt werden. **Wenn zwey Begriffe mit einem dritten, dem Mittelbegriff, zusammenstimmen, so stimmen sie auch selbst zusammen.** (Alsdann ist der Schlußsatz bejahend.) **Wenn einer der zwey Begriffe mit dem Mittelbegriff zusammenstimmt, der andere aber nicht, so stimmen sie auch selbst nicht zusammen.** (Alsdann ist der Schlußsatz verneinend.)

In der Mathematik drückt man diesen Satz auf folgende Art aus: wenn 2 Größen einer dritten gleich sind, so sind sie einander selbst gleich, und umgekehrt; z. B. 24 Livres = 11 Gulden, aber 11 Gulden = 1 Carolin, also 24 Livres = 1 Carolin.

§. 137.

§. 137.

Die gewöhnliche Art zu schließen ist folgende:

1) Der Obersatz ist stets allgemein — entweder bejahend, oder verneinend.
2) Der Untersatz ist entweder allgemein, oder partikulär — aber stets bejahend.
3) Der Schlußsatz ist allgemein, wenn beyde Prämissen allgemein sind,
partikulär, wenn eine der Prämissen part. ist,
bejahend, wenn beide Prämissen bejahend sind,
verneinend, wenn eine der Prämissen vernein. ist.

§. 138.

Hieraus fließen folgende Regeln:

1) Nicht beyde Prämissen dürfen partikulär seyn, sondern eine muß ein allgemeiner Satz seyn, denn sonst folgt kein richtiger Schlußsatz, z. B. einige Menschen sind Könige, Cajus ist ein Mensch, also Cajus ist ein König.
2) Sie dürfen auch nicht beide verneinend, sondern eine muß bejahend seyn, weil sonst kein Zusammenhang in den Urtheilen ist, um daraus einen Schlußsatz herleiten zu können. Z. B. die Pflanzen sind keine Thiere, die Vögel sind keine Pflanzen, also die Vögel sind keine Thiere.

Zuwei-

Zuweilen ist zwar der Schlußsatz richtig, obgleich beide Prämissen verneinend sind; aber er folgt auch nicht aus den Prämissen, z. B. die Pferde können nicht fliegen, die Schaafe sind keine Pferde, also die Schaafe können nicht fliegen.

3) Wenn eine Prämisse bejahend und die andere verneinend ist, so ist der Schlußsatz verneinend. Wenn eine Prämisse allgemein, und die andere partikulär ist, so ist der Schlußsatz partikulär. Diese Regel drückt man auch so aus: der Schlußsatz richtet sich in der Quantität und Qualität nach der schwächern Prämisse (worunter man die verneinenden und partikulären versteht).

4) Es dürfen in einem Vernunftschlusse keine zwei Mittelbegriffe und überhaupt nicht mehr als drey Begriffe seyn. Wenn zwei Mittelbegriffe da wären, so fiele alle Vergleichung zwischen dem Subjekt und Prädikat weg. Z. B. alle Bäume sind Pflanzen. Alle Vögel sind Thiere. Daraus läßt sich kein Schluß ziehen.

§. 139.

Die Vernunftschlüsse sind entweder kategorische, oder hypothetische oder disjunktive, je nachdem der Obersatz ein kategorisches (§. 121.) oder hypothetisches (§. 122.) oder disjunktives (§. 123.) Urtheil ist.

§. 140.

Die kategorischen Schlüsse, in welchen die drey Urtheile unbedingt sind, beruhen auf der Regel: Was der ganzen Gattung oder Art zukommt oder widerspricht, das muß allen Dingen, die unter der Gattung oder Art enthalten sind, zukommen, oder widersprechen (Dictum de omni et nullo). Beyspiele davon stehen im 134 und 135 §.)

§. 141.

In den hypothetischen Schlüssen ist der Obersatz ein hypothetisches Urtheil, welches aus einer Bedingung (antecedens) und Folge (consequens) besteht, z. B. wenn Gott gerecht ist, so belohnt er die Tugend, und bestraft das Laster. Aber Gott ist gerecht; also belohnt er u. s. w.

Es giebt bejahende und verneinende hypothetische Schlüsse. Die bejahenden gründen sich auf die Regel: wenn die Bedingung richtig ist, so ist auch die Folge richtig.

Obersatz: Bedingung — Folge.
Untersatz: Die Bedingung ist richtig.
Schlußsatz: Also auch die Folge.
Exempel: Wenn Titius tugendhaft ist, so betrügt er Niemand,
Titius ist tugendhaft,
Also betrügt er Niemand.

Die

Die verneinenden beruhen auf der Regel: Wenn die Folge nicht richtig ist, so kann auch die Bedingung nicht richtig seyn.

Obersatz: Bedingung — Folge.
Untersatz: Folge ist unrichtig,
Schlußsatz: Also auch die Bedingung.
Exempel: Wenn Cajus tugendhaft ist, so ist er kein Lügner,
aber Cajus ist ein Lügner,
also ist er auch nicht tugendhaft.

§. 142.

In den disjunktiven Schlüssen ist der Obersatz ein disjunktives Urtheil, worinn das Subjekt ein Ganzes ist, und die Theile desselben werden durch entweder, oder, als das Prädikat damit verbunden. Z. B. die Geister sind entweder unendlich, oder endlich. Gott ist unendlich, also nicht endlich.

Wenn der Schlußsatz verneinend werden soll, so muß im Untersatz ein Theil gesetzt (mit dem Subjekt verbunden) werden, worauf im Schlußsatze der oder die andern Theile aufgehoben werden.

Obersatz: das Subjekt ist entweder a.
oder b.
oder c.
Untersatz: Nun ist das Subjekt a.
Schlußsatz: also ist es nicht b und nicht c.

Exem-

Exempel: Die Körper gehören entweder ins Mineralreich, oder Pflanzenreich, oder Thierreich.
Der Kobalt gehört ins Mineralreich, also nicht ins Pflanzen- oder Thierreich.

Man kann aber auch im Untersatz alle Theile bis auf einen aufheben, worauf dieser eine Theil bejahend mit dem Subject im Schlußsatz verbunden wird.

Obersatz: Subjekt entweder a, oder b, oder c.
Untersatz: Es ist nicht a und nicht b.
Schlußsatz: also ist es c.

Exempel: Ein Winkel ist entweder recht, oder spitz, oder stumpf.
Nun ist ein gewisser vorgezeichneter Winkel weder spitz, noch stumpf.
Also ist er ein rechter Winkel.

§. 143.

Eine besondere Art von disjunktiven Schlüssen heißt Dilemma, z. B.

Obersatz: Wenn Gott das Künftige nicht wissen sollte: so kann er es entweder nicht wissen, oder will es nicht wissen.
Untersatz: Aber beides ist falsch, daß Gott das Künftige nicht wissen könnte, oder wollte.
Schlußsatz: Also ist auch überhaupt falsch, daß er das künftige nicht wissen sollte.

Ober-

Obersatz: Wenn die Planeten nicht bewohnt würden, so müßten sie entweder um ihrer selbst oder um der Erdbewohner willen erschaffen seyn.

Untersatz: Beydes ist falsch.

Schlußsatz: Also auch falsch, daß sie nie bewohnt seyn sollten.

Im Untersatz des Dilemma (welches Trilemma, Tetralemma, heißt, wenn 3 oder 4 Glieder darinn sind,) werden alle Fälle des Obersatzes als ungereimt dargestellt, wodurch die Bedingung des Obersatzes aufgehoben wird.

§. 144.

Die bisher angeführten Schlüsse sind von der Art, daß darin von dem Allgemeinen auf das Besondere geschlossen wird. Es giebt aber auch Schlußarten, wo man aus besonderen Fällen einen allgemeinen Schluß ziehet.

1) Die Induction. Wenn man mehrere Dinge, die zu einer Gattung oder Art gehören, betrachtet, und an ihnen gewisse Eigenschaften entdeckt; so kann man wahrscheinlich schliessen, daß diese Eigenschaften der ganzen Gattung oder Art zukommen werden, z. B. wenn man an zwanzig Pflanzen oder Thieren einer Art eine Eigenschaft entdeckt, so findet sich dieselbe wahrscheinlich bey allen, die zu dieser

ser Art gehören. Z. B. Vögel legen Eier. Thiere, ausser dem Menschen, sind unvernünftig.

Nur dann ist die Induction vollständig, wenn man alle Dinge einer Art beobachtet hat: z. B. alle Planeten laufen um die Sonne. In den meisten Fällen muß man mit einer unvollständigen Induction zufrieden seyn.

2) Der Schluß aus der Analogie. Wenn zwey oder mehrere Dinge von einer Art in verschiedenen Merkmalen, die man hat entdecken können, übereinkommen; so schließt man wahrscheinlich, daß sie auch in andern Stükken, die man noch nicht kennt, übereinkommen werden. So schließt z. B. der Arzt aus der Aehnlichkeit gewisser Merkmale einer Krankheit eines gewissen Menschen mit der Krankheit anderer Patienten, daß die Krankheit jenes Menschen auch in andern Stücken mit der der andern Patienten übereinkommen werde.

Die Beobachtungen ähnlicher Umstände der Witterung, der politischen Verhältnisse, u. d. gl. geben Veranlassungen zu analogischen Schlüssen.

Man darf aber nicht als ähnlich ansehen, was nicht ähnlich ist. Es ist überhaupt sehr viele Vorsicht bey diesen beiden Schlußarten

nöthig,

nöthig, wenn man sich nicht täuschen will. Sobald jemand eine richtige Erfahrung vom Gegentheil vorbringen kann, so ist der Schluß vom Besondern aufs Allgemeine umgestoßen.

§. 145.

Eine Reihe von Schlüssen, welche mit einander verknüpft sind, heißt eine Schlußkette. Sie ist ausführlich, wenn in jedem Schluß alle drey Urtheile ausgedrückt werden. Eine abgekürzte Schlußkette giebt nur die Schlußsätze allein, ohne die Prämissen, an, und heißt ein Kettenschluß (sorites). Man kann ihn aber leicht in eine ausführliche Schlußkette verwandeln. Beyspiel eines Kettenschlusses: Cajus ist ein Mensch; alle Menschen sind endlich; endliche Wesen sind auch sinnliche Wesen, sinnliche Wesen streben nach Glückseligkeit; also strebt Cajus nach Glückseligkeit.

§. 146.

Wenn die Wahrheit eines Satzes durch Schlüsse, also durch Gründe dargethan wird, so wird die Wahrheit bewiesen. Ein Beweis (demonstratio) erfordert daher Beweisgründe, (argumenta) und der vorzüglichste heißt der Hauptgrund (nervus probandi).

Ob ein Beweis streng und zuverläßig, oder minder zuverläßig sey, muß aus der Beschaffenheit der Beweis-

weisgründe beurtheilt werden. Ein förmlicher Beweis ist, wenn die Schlüsse in demselben alle vollständig dargestellt sind (§. 145); im gegenseitigen Falle ist er zusammengezogen, oder verkürzt. Im verkürzten Beweise darf aber doch keiner von den Zwischengründen (wenn er nicht leicht aus dem Vorhergehenden gefunden werden kann) ausgelassen werden, sonst entsteht eine Lücke im Beweise.

§. 147.

Die Beweise können in dreyerley Rücksicht eingetheilt werden.

1) Beweise aus bloßen Vernunftgründen (a priori) und aus Gründen der Erfahrung (a posteriori): z. B. die Weisheit und Allmacht Gottes kann entweder a priori aus dem Begriff, den sich der Mensch von Gott, als dem vollkommensten Wesen, machen muß, oder aus der Betrachtung der Ordnung, Schönheit, Regelmässigkeit und Zweckmäßigkeit der Natur, also a posteriori dargethan werden.

2) Synthetische und analytische (progressive und regressive) Beweise. Erstere, wenn man an einem Grundsatz anfängt, und zu den Folgen fortgehet: z. B. wenn man aus dem Grundgesetz der Moral, daß die Menschen nach allgemein gültigen Maximen handeln sollen, beweiset, daß es unrecht ist, Bücher nachzudrucken. Die analytischen sind, wenn man an einem noch zu erweisenden

Satz

Satz anfängt, und durch Vorderschlüsse zurück bis auf die ersten Gründe gehet: z. B. wenn man von dem Satz, daß die menschliche Seele unsterblich ist, die Gründe in der moralischen Natur der Seele aufsucht.

3) Direkte und indirekte (apagogische). Erstere sind solche, worin das zu erweisende unmittelbar aus den Gründen dargethan wird. — Letztere, wenn man das Gegentheil annimmt, und zeigt, daß dieses falsch oder ungereimt ist: z. B. die Unsterblichkeit der Seele kann mittelbar aus der Unzweckmäßigkeit des Gegentheils erwiesen werden, weil es ungereimt wäre, daß ein Wesen, wie die menschliche Seele, welche mit so herrlichen Anlagen des Verstandes und der sittlichen Vernunft versehen ist, nur wenige Jahre lang leben sollte. Hieher gehören auch die oben angeführten Dilemmen.

§. 148.

Die Beweisgründe müssen alle unter sich gehörig verknüpft und aus richtigen Principien hergeleitet werden.

Fehler: 1) wenn man unrichtige Beweisgründe braucht, z. B. wenn man die Rechtmäßigkeit eines gewissen Kriegs aus dem unrichtigen

Satze beweisen wollte, daß eine Nation ihre Verträge brechen könnte, wenn es für sie vortheilhaft ist.

2) Wenn man das, was bewiesen werden soll, schon voraussetzt. Dieses heißt ein Cirkel im Beweisen. Z. B. Unsterblichkeit der Seele aus der Einfachheit derselben: und die Einfachheit aus ihrer Unsterblichkeit.

3) Wenn in der Reihe der Beweisgründe eine Lücke ist, oder ein Zwischensatz ausgelassen wird.

4) Wenn das, was nicht an sich klar ist, im Beweise ehe gesetzt wird, als es aus dem vorhergehenden hinlänglich dargethan ist. Alles muß in gehöriger Ordnung aufeinander folgen; auch darf nichts als Princip im Beweise für andre Sätze angenommen werden, was noch selbst eines Beweises bedarf.

Zwey=

Zweyter Theil.

§. 149.

Der zweyte Theil der Logik enthält die Anwendung der Gesetze des Denkens zur Erforschung der Wahrheit und Vermeidung der Irrthümer. Der Zweck alles Vernunftgebrauchs ist die Erforschung der Wahrheit, oder der Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den Objekten. Die angewandte Logik giebt Regeln an, wornach wir beurtheilen können, ob unsere Vorstellungen wirklich mit den Objekten übereinstimmen, oder nicht; sie lehrt nicht nur die mancherlei Ursachen der Irrthümer, sondern auch die Mittel gegen dieselben kennen; endlich zeigt sie auch, wie wir eigene Erfahrungen, fremde Erfahrungen, mündlichen und schriftlichen Unterricht und noch mehrere andere Mittel gehörig benutzen sollen, um unsere Kenntnisse zu erweitern.

§. 150.

Weil der Verstand bey allen seinen Urtheilen sehr von dem Einflusse der Sinnlichkeit, d. i. der Beschaffenheit der Sinne, der Einbildungskraft, u. s. w. abhängt, und durch Neigungen, Leidenschaften, Gewohnheit, Vorurtheile u. d. gl. öfters gehindert wird; so kann er sich leicht irren. Wenn durch diese und ähnliche Ursachen eine Vorstellungsart von einem Objekt entstehet,

die nicht damit übereinstimmt, so heißet sie ein Schein. Wenn sich der Verstand durch diesen Schein verleiten läßt, die irrige Vorstellung für eine richtige zu halten, so ist es ein Irrthum. Ein Irrthum ist also ein falsches Urtheil, welches für ein wahres gehalten wird. Z. B. wenn ein furchtsamer Mensch eine Gestalt, die er bey Nacht siehet, für ein Gespenst hält; oder wenn ein eigensinniger Mensch aus Vorurtheil jede Neuerung für schädlich hält. Ein Schein kann in vielen Fällen unvermeidlich seyn, z. B. wenn ein Gelbsüchtiger die Farbe der Gegenstände anders, als andere Menschen empfindet. Er ist an sich noch kein Irrthum zu nennen; aber wenn der Verstand das, was er als Schein ansehen sollte, für etwas wirkliches, (das in den Objekten gegründet sey,) hält, so irret er.

§. 151.

Irrthum ist in vielen Fällen dem Irrenden sehr schädlich, z. B. wenn er das Böse als gut, das Schädliche als nützlich ansieht. Ohne Kenntniß der mancherlei Quellen der Irrthümer ist es nicht möglich, dieselbigen zu vermeiden. Daher wollen wir die vorzüglichsten derselben jetzo genauer durchgehen.

§. 152.

Die Sinne stellen oft die Gegenstände unrichtig dar. Ursachen:

1) Die

1) Die Organe sind sich nicht immer gleich. Wenn die Augen, Ohren, u. s. w. krank sind, so siehet und höret man Dinge, welche andere Leute mit gesunden Sinnen nicht empfinden. Wenn wir daher meinen, die Gegenstände hätten sich geändert, so irren wir. Auch die Kälte oder Wärme des Körpers verursacht, daß wir die Wärme der Luft und anderer Gegenstände zu einer Zeit anders empfinden, als zu einer andern.

2) Ein vorhergegangener stärkerer Eindruck schwächt den folgenden. Wer eine schöne Musik gehört hat, hält eine minder schöne, welche er kurz hernach hört, für schlecht. Wer aus einem warmen Zimmer in die freie Luft kommt, hält sie für kälter, als sie ist. — Dahin gehören auch die Täuschungen der Sinne aus Gewohnheit. Wer oft gewürzhafte Speisen genießet; wer lange an einem geräuschvollen Orte lebt: dessen Empfindungswerkzeuge werden abgestumpft, und empfinden weniger richtig.

3) Wenn die Gegenstände zu nahe oder zu ferne sind, so werden sie nicht richtig empfunden. Ein eckigter Thurm scheint in der Ferne rund. Gegenstände, welche man von einem erhabenen Standort in der Tiefe siehet, scheinen sehr klein. Die Rede eines entfernten Menschen wird oft mißverstanden.

4) Die Zwischenmaterien bey dem Sehen und Hören (Lichtmaterie und Luft) verursachen auch Täuschungen. Abwechselungen des Windes vermehren oder vermindern den Schall. Zurückprallen der Luft führt den Schall von einer andern Seite her, als er sonst gekommen wäre. Nebel und Dämmerung verändern die Bilder der sichtbaren Objekte.

§. 153.

Mittel gegen die Irrthümer, die aus sinnlicher Erkenntniß entstehen können:

1) Wenn eine sinnliche Vorstellung andern ausgemachten Erfahrungen, oder Wahrheiten des Verstandes widerspricht; so ist dieses ein gewisses Merkmal eines falschen Scheins.

2) Bey ungewöhnlichen und sonderbaren Wahrnehmungen nehme man zuerst auf den Zustand der Organe Rücksicht, um zu entdecken, ob vielleicht in einer Zerrüttung derselben, und nicht in den Objekten selbst, diese Erscheinung gegründet sey.

3) Man muß bey Beobachtungen, an welchen etwas gelegen ist, sehr aufmerksam seyn, und sie wo möglich mehrmals wiederholen.

4) Wenn man seinen eigenen Sinnen nicht ganz trauen kann, so muß man andere Menschen fragen: ob sie denselben Eindruck empfunden haben?

5) Des-

5) Oefters können auch Instrumente, z. B. Vergrößerungsgläser mit Nutzen angewendet werden, um Täuschung der Sinne zu verhüten.

6) Wenn es thunlich ist, so muß man das zu nahe oder zu entfernte Objekt in eine andere Lage bringen, von mehreren Seiten bemerken, oder durch verschiedene Sinne beobachten.

7) Die Erhaltung der Organe ist sehr wichtig. Dahin gehört die Vermeidung der Unmäßigkeit im Essen, Trinken und andern Vergnügungen; der allzugroßen Anstrengung der Augen; der Gelegenheiten, wo durch Unbesonnenheit ein Sinnwerkzeug verletzt werden kann, u. s. w.

8) Durch Uebung werden die Sinne gestärkt und vor Täuschungen gesichert. Daher kann der Mahler die richtigen Verhältnisse der Nähe und Ferne, des Lichts und des Schattens, leicht und geschwind übersehen. Der geübte Tonkünstler bemerkt die feinsten Abweichungen der Töne. Viele Wilden sehen und hören sehr scharf, weil sie von Jugend an ihre Augen und Ohren fleissig geübt haben.

§. 154.

Die Einbildungskraft kann Irrthümer veranlassen:

1) Wenn ihre Vorstellungen so lebhaft werden, wie sinnliche Eindrücke. Alsdann werden Bil-

der der Phantasie für wirkliche Gegenstände gehalten. Exempel von Gespenstergeschichten.

2) Wenn sie einen sinnlichen Eindruck verfälscht, so daß man mehr oder weniger zu empfinden glaubt, als wahr ist. Wer sich einbildet, daß ein anderer sein Feind sey, kann eine unschuldige Rede oder Handlung desselben als beleidigend ansehen, indem er zuviel hineinlegt. Einer, der sich einbildet, daß er krank sey, wird eine kleine Unpäßlichkeit sehr stark empfinden.

3) Oefters stellt sie auch ähnliche Objekte als einerlei dar. Ein ähnlicher Gesichtszug eines Menschen mit einem Andern kann die Einbildungskraft verleiten, den Letztern für den Erstern zu halten.

§. 155.

Mittel gegen diese Irrungen:

1) Oefters kann die Täuschung der Einbildungskraft dadurch entdeckt werden, daß man den sinnlichen Eindruck mehrmals wiederholt.

2) Eine ausschweifende Imagination muß von Jugend an im Zaum gehalten werden, damit sie keine Herrschaft über die Vernunft bekomme; denn sonst kann gar leicht Schwärmerei, anhaltende Verstandsschwäche und Hang zu thörichten Streichen daraus entstehen. Anhaltende und ernstliche Beschäftigungen des Verstandes,

z. B.

z. B. Studium der Mathematik, Geschichte, Sprachen, Philosophie, u. d. gl. sind die vortreflichsten Mittel, um den Verstand zu schärfen und mit deutlichen Ideen zu bereichern; wodurch das zu lebhafte Feuer der Einbildungskraft gemäßigt wird.

3) Zuweilen setzt sich eine Idee in der Einbildungskraft eines Menschen so fest, daß er sich immer damit beschäftigt und sie sich nicht mehr aus dem Sinne schlagen kann, wenn er dieses auch wünscht. Die Ursachen von einer so traurigen Verirrung der Phantasie liegen öfters im Körper, (alsdann müssen Bewegung, gute Diät und andere Mittel, die auf den Körper wirken, angewendet werden). Wenn aber die Ursache in der Erziehung, langem Aufenthalt in der Einsamkeit, zu langer und starker Beschäftigung der Einbildungskraft mit gewissen Ideen, u. s. w. liegt; so ist Zerstreuung durch andere Beschäftigungen (sowohl ernsthafte, als ergötzende) das sicherste Heilmittel, weil dadurch die Seele von der fixen Idee nach und nach abgelenkt wird.

§. 156.

Das Gedächtniß ist bei manchen Menschen sehr eingeschränkt; dieses hindert den Verstand auf verschiedene Weise.

1) Viele gesammelte Vorstellungen werden entweder

weder ganz vergessen, oder man ist grade alsdann nicht immer im Stande, sich ihrer zu erinnern, wenn dieses nöthig wäre, um ein richtiges Urtheil über eine Sache zu fällen. Wer z. B. bey Beurtheilung der Ursachen, Folgen, des Zusammenhangs einer Begebenheit, einige Hauptumstände vergessen hat, kann kein richtiges Urtheil darüber fällen.

2) Nicht selten werden auch im Gedächtnisse ganz verschiedene Vorstellungen, z. B. Nahmen, Jahrzahlen, Begebenheiten, u.d.g. verwechselt.

3) Das Gedächtniß mancher Menschen ist zu wenig geübt, um Vorstellungen im Zusammenhange mit andern zu fassen, daher wird es dem Verstande sehr schwer, die Gründe, Absichten, Wirkungen, u. d. g zu beurtheilen.

§. 157.

Mittel gegen die Irrthümer, welche durch die Mängel des Gedächtnisses verursacht werden:

1) Die Kraft des Gedächtnisses muß schon in der Jugend fleißig geübt werden. Diese Uebung darf in den folgenden Jahren nie unterlassen werden.

2) Aber die Uebung des Verstandes muß immer damit verbunden werden. Es ist sehr schädlich, wenn man Dinge auswendig lernen läßt, die nicht verstanden werden, oder wenn man nur eine Menge Nahmen und abgerissene Vor-

stellun-

stellungen dem Gedächtnisse einpfropft, ohne das Nachdenken zu erwecken, und den Verstand zu beschäftigen.

3) Bey der Einsammlung der Ideen muß man auf die wichtigern vorzügliche Aufmerksamkeit verwenden, damit sie nicht so leicht wieder vergessen werden können.

4) Die Arbeit fürs Gedächtniß wird durch Ordnung und planmäßiges Verfahren sehr erleichtert. Wer z. B. ein Gedicht, eine Rede, u. d. g. auswendig lernen will, muß vorher den ganzen Plan davon übersehen.

§. 158.

Die Aufmerksamkeit ist das Bestreben der Seele, unter vielen vorhandenen Vorstellungen eine oder mehrere vollkommener und deutlicher einzusehen. Aber durch einen nachlässigen oder verkehrten Gebrauch der Aufmerksamkeit können auch viele Irrthümer veranlasset werden.

1) Wenn zu viele Gegenstände zugleich auf uns wirken, so wollen wir öfters zu viel auf einmal fassen, und erhalten von nichts eine deutliche Vorstellung. Z. B. wenn man in einer großen Gesellschaft auf mehrere Gespräche von ganz verschiedenen Gegenständen zugleich merken will.

2) Wenn unter mehreren Vorstellungen eine minder wichtige einen zu starken Eindruck macht; so

so wird die Aufmerksamkeit von andern, die wichtiger sind, aber schwächer wirken, abgelenkt. z. B. viele Leute merken bey Anhörung einer Rede nicht soviel auf den Inhalt derselben, als auf das Aeussere des Redners.

4) Eine zu stark und zu lange angestrengte Aufmerksamkeit ermüdet.

5) Manche ermüden auch bey einförmigen und alltäglichen Gegenständen, wodurch das Neue und Interessante, welches etwa darin zu finden gewesen wäre, übersehen wird.

§. 159.

Mittel dagegen:

1) Man muß sich vorzüglich vor Zerstreuung und Flatterhaftigkeit hüten.

2) Die Aufmerksamkeit darf weder unter zu viele Gegenstände getheilt, noch zu lange auf einen Punkt angestrengt werden. Beides hindert die Fortschritte im Denken.

3) Man gewöhne sich ernstlich, die wichtigern Vorstellungen, welche unserer Aufmerksamkeit würdig sind, von andern zu scheiden. Es giebt so viele vortrefliche, angenehme und nützliche Dinge, deren Betrachtung auf die Bildung des Geistes und Herzens den wohlthätigsten Einfluß hat, daß es eine unverzeihliche Thorheit wäre, sich viel mit nichtswürdigen Kleinigkeiten abzugeben.

§. 160.

Die Neigungen und Leidenschaften sind eine Quelle von manchen Irrthümern.

1) Die Aufmerksamkeit wird dadurch von dem Hauptpunkte, welcher überlegt werden sollte, abgezogen; die Einbildungskraft wird erhitzt, so daß man manches übersieht, was zu einem richtigen Urtheil nothwendig gewesen wäre; die Vernunft wird betäubt und zu einseitigen oder falschen Schlüssen verleitet.

2) Daher kommt es, daß ein Mensch in der Leidenschaft sich z. B. das Schöne als wahr, das Nützliche als gut, das, was er wünscht, als wahrscheinlich, das künftige Gute zu reitzend, das Unangenehme zu schrecklich, das Lobenswerthe an sich selbst und das Tadelnswerthe an Andern zu groß vorstellt: denn er siehet die Dinge nur von einer Seite an.

3) Oefters verbirgt sich die Leidenschaft. Mancher glaubt, ruhig und mit Ueberlegung zu handeln, in dem Augenblick, wo er zürnet, hasset, beneidet, u. s. w. Dieses ist sehr schädlich. Denn einer, der seinen Zustand kennet, wird sich in Acht nehmen, und seinen Urtheilen nicht ehe trauen, bis er gewiß weiß, daß er wieder ruhiger geworden ist. Aber der Erstere wird viele Fehler begehen, die er bey kälterem Blute bereuen muß.

§. 161.

Mittel:

1) Gegen die Urtheile, sowohl eigene als anderer Menschen, welche aus Neigungen und Leidenschaften entstanden seyn können, müssen wir so lange mißtrauisch seyn, bis wir sie einer ernstlichen Prüfung unterworfen haben.

2) Sehr wichtig ist die Fertigkeit, auch bey plötzlich uns überraschenden Leidenschaften, so bald als möglich wieder kaltblütiger zu werden, und die Dinge nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.

3) Dazu gehört, daß wir die Leidenschaft sogleich bemerken, wenn sie uns überraschen will; daß wir durch öftere Selbstbeobachtungen Kenntnisse von unsern Lieblingsneigungen zu erlangen suchen; daß wir andere Menschen im leidenschaftlichen Zustande beobachten; denn an ihren Mienen, Gebehrden, Gesichtfarbe, u. d. gl. können wir den Charakter jeder Leidenschaft kennen lernen, und dieses alles zu unserm Besten benutzen.

4) Liebe zur Wahrheit, welche man immer aufs neue beleben und stärken, und feste, sichere Grundsätze der Sittlichkeit, welche man sich schon früh zu eigen machen muß, sind die vorzüglichsten Mittel gegen die Fehltritte, wozu Neigungen und Affekten verleiten können.

5) In jedem Falle, wo man seinem eignen Urtheil nicht

nicht trauen darf, wenn Neigungen darauf Einfluß gehabt haben können, ziehe man das Urtheil anderer verständiger Menschen zu Rathe.

§. 162.

Die Sprache ist ein großes Hülfsmittel für das Gedächtniß und die Vernunft. Was wir ehemals empfunden und gedacht haben, können wir am besten ins Gedächtniß zurückrufen, wenn wir es mit Worten ausdrücken. Vermittelst der Worte vergleichen wir Begriffe und Urtheile, und bilden allgemeine Begriffe und Urtheile. Aber durch die Sprache entstehen auch Veranlassungen zu manchen Irrthümern.

1) Es kostet viele Zeit und Mühe, eine Sprache einigermaßen richtig zu verstehen, und gebrauchen zu lernen. Darin liegt ein hauptsächlicher Grund davon, daß die meisten Menschen so viele unbestimmte und verworrene Begriffe haben.

2) Die Sprachen sind überhaupt zu arm. Selbst den vollkommensten fehlen noch Benennungen für unzählig viele Dinge: z. B. Namen für sinnliche Dinge, für Geisteszustände, Gefühle, Empfindungen des innern Sinnes, und so manche feine Nüancen von Empfindungen. Der begeisterte Dichter und Redner, und jeder, welcher eine lebhafte Beschreibung von einer Sache geben will, bemerkt den Mangel

an Ausdrücken in der Sprache am meisten. Diese Mangelhaftigkeit und Armuth der Sprache ist oft Ursache, daß der Zuhörer oder Leser unrichtige oder halb richtige Vorstellungen erhält.

3) Manche Worte sind vieldeutig. Es können also Irrthümer entstehen, wenn Worte von dem Redenden und den Zuhörern in verschiedener Bedeutung genommen werden.

4) Die Bedeutung vieler Worte ist unbestimmt; bald werden sie in weiterer, bald in engerer Bedeutung genommen.

5) Viele Worte scheinen gleichbedeutend zu seyn, und sind doch im Grunde verschieden.

6) Einige haben die Gewohnheit, sonderbare neue Worte in eine Sprache einzuführen, welche gegen den Genius der Sprache zusammengesetzt, oder ganz unverständlich, oder wenigstens von unbestimmter Bedeutung sind; anstatt daß sie andere verständliche, bedeutende Worte, die schon gewöhnlich sind, hätten gebrauchen können.

7) Manche gebrauchen zu viele bildliche Ausdrücke, welche die Einbildungskraft beschäftigen, aber dem Verstand öfters wenig bestimmte und richtige Ideen geben. Die Wahrheit gewinnt nichts, wenn in dem Falle, wo es auf Untersuchung der Gründe durch den Verstand ankommt, nur Gefühle erregt werden,

den; und man irret, wenn man eine solche Ueberredung durch Gefühle für wahre Ueberzeugung des Verstandes hält.

Die Vorsichtsregeln, welche man gegen diese Irrthümer anwenden muß, ergeben sich aus dem obigen von selbst.

§. 163.

Vorurtheile sind allgemeine falsche Urtheile, welche man ohne zureichende Gründe für wahr hält. Sie sind die größten Hindernisse der Erkenntniß der Wahrheit, weil sie als Grundirrthümer eine Menge anderer Irrthümer erzeugen und oft sehr schwer auszurotten sind. Die Herrschaft der Vorurtheile über die Menschen ist sehr groß: denn viele werden in der frühen Jugend angenommen, in einem Alter, wo der Prüfungsgeist noch zu schwach ist; sie werden oft von Eltern, Verwandten und andern Personen, die man liebt, in die Seele gepflanzt. Je länger ein Vorurtheil gehegt worden ist, je tiefere Wurzeln es gefaßt hat, desto schwerer ist es auszurotten. Am schwersten ist dieses, wenn sich die Vorurtheile auf starke Neigungen gründen, z. B. wenn der Unmäßige glaubt, daß seine Neigung der Gesundheit nicht schädlich sey. Daher ist es immer ein Kennzeichen von Stärke der Seele, Wahrheitsliebe, und einem guten Grunde des Charakters, wenn man im Stande ist, seine eigenen

Vor-

Vorurtheile abzulegen und eingewurzelte Neigungen zu bekämpfen.

In vielen Vorurtheilen ist Wahres und Falsches zusammengemischt. Es kommt also nur darauf an, beides zu scheiden, und den Grund zu entdecken, warum dieses wahr, jenes falsch ist.

§. 164.

Einige der gewöhnlichsten Vorurtheile sind folgende:

1) Vorurtheile aus Nachahmung. Viele glauben und sprechen nach, was ihnen Andere sagen, weil sie zu träge sind, selbst über die Gründe nachzudenken. Sie finden es bequemer, andere Menschen für sich denken zu lassen, und erhalten sich also selbst beständig in dem Stand der Unmündigkeit. Dieses setzt immer Abscheu vor anhaltenden Untersuchungen, und Anstrengung des Verstandes, öfters Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Irrthum voraus. Daher entsteht das Anhängen an alte Traditionen, Nachahmungssucht, Leichtglaubigkeit, u. s. w.

2) Vorurtheile aus Gewohnheit. Von einer gewissen Art zu denken, die man lange befolgt hat, kann man sich nicht so leicht losreißen. Was man von Jugend auf geglaubt hat, unterwirft man öfters auch in reiferen Jahren keiner Prüfung, und hält es darum für besser, als das Entgegengesetzte, weil man es schon lange für gut gehalten hat.

3) Vor-

3) Vorurtheile aus dem Ansehen der Eltern, oder anderer uns wichtiger Personen. Daher glaubt mancher auf die Autorität eines Buchs Etwas, ohne eigene Untersuchung.

4) Vorurtheile aus Partheilichkeit, Anhänglichkeit an den Sitten, Meinungen, Grundsätzen einer gewissen Nation, Religionssekte, Gesellschaft, eines Standes, Neigung oder Abneigung gegen gewisse Völker, Personen, Einrichtungen und andere Sachen, ohne Gründe.

5) Vorurtheile fürs Alters, oder fürs Neue — fürs Fremde, oder Einheimische.

6) Vorurtheile aus Eigenliebe. Manche sind zu sehr von sich und ihren eigenen Einsichten eingenommen; halten es für Schande, ihre eigenen Fehler und Irrthümer zu gestehen; kennen ihre eigene Unwissenheit nicht, und verlangen, daß ihnen Andere in Allem Beyfall geben sollen. Daher entstehen Demonstrirsucht, Rechthaberei, Widersprechungsgeist, Entscheidungssucht, und die Neigung, sich durch Sonderbarkeiten und Paradoxie auszuzeichnen.

Noch einige besondere Vorurtheile: Wer in einer Unternehmung glücklich ist, ist unklug — Der Unglückliche verdient es zu seyn — Was gemeine Leute sagen, ist einfältig — Wer uns schmeichelt, muß ein verständiger Mann seyn — Wer über

uns räsonnirt, ist unverständig — Wer reich ist, ist brav und gescheut — Das Seltene ist dem Gemeinen vorzuziehen — Was nach der Mode gemacht ist, ist besser, als etwas Anderes — Wer lang gelebt hat, muß klüger seyn, als junge Leute — Man muß in allen Dingen die Mittelstraße halten — Man muß sich nach dem großen Haufen richten — kein Sclave seiner Worte seyn — Was der gemeine Menschenverstand sagt, ist immer wahr — Ueber Verschiedenheiten des Geschmacks darf man nicht streiten — Wer durch witzige Antworten seinen Gegner lächerlich machen kann, muß auch Recht haben — Wer für mich etwas Widriges in Gesichtszügen, Gang, Sprache, u. d. gl. hat, muß ein einfältiger, oder schlechter Mensch seyn — Das Nützliche ist allein moralisch gut — Was vergnügt, ist in allen Fällen dem vorzuziehen, was Mißvergnügen erwecken könnte — Der angenehme Gesellschafter verdient mehr Achtung, als Andere, wenn sie auch sonst viele Vorzüge vor Ihnen haben, u. s. w.

Die Vorurtheile können in dreierlei Rücksicht eingetheilt werden, 1) nach ihren Quellen, z. B. einige entstehen aus Nachahmungssucht, andere aus Partheilichkeit, Eigenliebe, u. s. w. 2) nach ihrer Anwendung sind sie theils theoretische, theils praktische. Erstere sind Meynungen über speculative Dinge, z. B. daß die Sonne um die Erde laufe: die praktischen

Vor-

Vorurtheile haben Einfluß auf die Handlungen der Menschen, z. B. daß man in Krankheiten nicht gelehrte Aerzte, sondern Quacksalber um Rath fragen müsse, daß man auf Träume achten müsse, um sein künftiges Schicksal vorher zu wissen u. d. gl. — 3) können die Vorurtheile nach den Subjekten eingetheilt werden, die sie gewöhnlich annehmen. Jeder Stand, jedes Alter, Geschlecht hat Vorurtheile, die ihm besonders eigen sind. So finden sich z. B. bey Gelehrten, Bauern, Handwerksleuten, großen Herren, Armen, Reichen, Jungen, Alten, Männern, Weibern u. s. w. gewisse eigenthümliche Vorurtheile.

§. 165.

Ausser den angeführten Ursachen, die den Verstand zu Irrthümern verleiten können, ist der Hang zu schnellen Urtheilen noch ein sehr gewöhnlicher Fehler. Daraus entsteht die Gewohnheit, unvollständige und undeutliche Begriffe als vollständig oder deutlich; besondere Urtheile als allgemein; das Wahrscheinliche als etwas Gewisses anzusehen.

§. 166.

Regeln:

1) Man gewöhne sich früh zum Selbstdenken. Dazu gehört fleißige Uebung und beständige Aufmerksamkeit auf die möglichen Verirrungen, in die der menschliche Geist gerathen kann; Kenntniß seiner eigenen Vorurtheile, Leidenschaften und Gewohnheiten.

2) Ohne deutliche Begriffe muß man nie entscheidend urtheilen, und einer Meinung nicht ehe Beyfall geben, bis man die Gründe dafür und dawider deutlich einsieht und gehörig geprüft hat,

3) Einen Satz darf man darum nicht für falsch halten, weil man seinen Grund noch nicht einsehen kann.

1) Kenntniß des Menschen, seiner Schwächen und Leidenschaften, und der Schranken unseres Erkenntnißvermögens, ist überaus wichtig, und verwahrt am sichersten vor Irrthümern. Bey dem Studium des Menschen muß man auch Rücksicht auf die mannigfaltigen Einflüsse nehmen, welche Organisation des Körpers, Temperament, Klima, Staatsverfassung, Religion, Zeitalter, Erziehung, u. d. gl. auf ihn haben können. Dieses Studium bietet uns Stoff genug zu Bildung unseres Geistes dar, und lehret uns die Klippen und Untiefen kennen, vor denen wir uns in Acht nehmen müssen, daß unsere Vernunft nicht scheitere, oder wenigstens auf ihrer Bahn aufgehalten werde.

§. 167.

Die meisten unserer Erkenntnisse erlangen wir durch eigene oder fremde Erfahrung. Es ist wichtig, daß wir diese Erweiterungsmittel unserer Erkenntniß recht gebrauchen lernen. Daher

wollen

wollen wir noch von den Regeln handeln, welche wir bey Beobachtungen und Versuchen, bey der Prüfung eines Zeugnisses, bey der Prüfung der Aechtheit einer ganzen Schrift oder einzelner Stellen, bey der Auslegung der Schriften und Benutzung des mündlichen und schriftlichen Unterrichts, und endlich bey wissenschaftlichen Unterredungen, Streitigkeiten, Vertheidigung eines Satzes, u. d. gl. zu beobachten haben.

§. 168.

Eine vernünftige Erfahrungserkenntniß entsteht, wenn man die sinnlichen Wahrnehmungen nach allgemeinen Verstandesgesetzen ordnet und verbindet. Sie beruhet auf richtigen Beobachtungen und Versuchen. Beobachtungen sind Wahrnehmungen gegebener Erscheinungen, d. i. die ohne unsere Veranlassung sich von selbst in der Natur darbieten. Wir beobachten die Dinge in der Welt in der Absicht, um sie nach den Verstandesgesetzen zu verknüpfen, und unsere Kenntnisse zu erweitern und aufzuhellen. Versuche werden von uns absichtlich angestellt, um die Natur gewisser Gegenstände genauer kennen zu lernen, und die Gesetze, denen sie unterworfen sind, zu entdecken. Wir bringen den Gegenstand in eine gewisse Lage, nehmen Veränderungen damit vor, zertheilen ihn, lösen ihn auf, u. d. gl.

Bey den Beobachtungen lassen wir die Sache, wie sie ist; bey den Versuchen legen wir selbst Hand an, und verändern sie nach unserer Absicht. Beyspiele der erstern sind: Beobachtungen der Astronomen an den Gestirnen, der Naturforscher an Pflanzen, Thieren, Ebbe und Fluth, Veränderungen der Witterung, u. d. gl. Beyspiele der letztern: Versuche der Chemiker über die Bestandtheile der Mineralien, Pflanzen, &c. der Anatomiker über thierische Körper, und anderer Naturforscher, um die Beschaffenheit der Luft durch Luftpumpen, die Elektricität durch verschiedene Werkzeuge, u. d. gl. zu finden.

§. 169.

Nicht jede Art von Beobachtungen und Versuchen können Privatleute anstellen, sondern manche können nur von der Obrigkeit angestellt werden, weil sie die Macht anwenden kann, Verordnungen zu gewissen Zwecken zu geben, die Arbeiten der Unterthanen dazu zu nutzen, Belohnungen auszusetzen, Reisende und Künstler zu besolden, und andre Kosten zu bestreiten. Auch ganze Gesellschaften haben manche Mittel in Händen, welche einzelne Menschen nicht haben. Zu solchen Untersuchungen gehören z. B. Entdeckungsreisen, Versuche zur Aufnahme des Handels, des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften, u. d. gl. — Aber auch Privatpersonen können manche nützliche Entdeckungen machen. Jeder Künstler,

Handwerker, Ackersmann, Jäger, Schiffmann Bergmann, hat einen Theil der Natur vor sich. Also fehlt es nicht an Gelegenheit und Reitz, vortheilhafte Erfindungen und Entdeckungen zu machen. Die Geschichte erzählt auch manche nützliche Erfindungen und Entdeckungen, welche von Ungelehrten gemacht worden sind

§. 170.

Die Erfindungen der Menschen sind auf mancherlei Wegen zu Stande gekommen.

1) Der Zufall führt öfters auf nützliche Entdeckungen, welches z. B. beym Schießpulver, manchen Arzneien, u. d. gl. der Fall ist.

2) Das Nachdenken über eine Aufgabe. So haben z. B. die Aufgaben, Mittel gegen gewisse Krankheiten zu entdecken, oder die Länge eines Ortes auf dem Meer zu finden, u. d. gl. Veranlassungen zu Entdeckungen gegeben.

3) Scharfsinnige Untersuchungen über die Eigenschaften, Kräfte, Wirkungen, Veränderungen der Dinge, worauf das ernstliche Studium der Natur führt. Dahin gehören z. B. die großen Erfindungen Leibnitzens, Newtons, Herschels, u. a. m. in der Mathematik und Physik.

4) Einbildungskraft und Gedächtniß tragen oft viel zu neuen Entdeckungen bey, indem bey

gewissen Veranlassungen manche vorher erfahrene Dinge wieder in Erinnerung gebracht, und durch diese Combination neue Wahrheiten entdeckt werden. Wer sich durch das Studium der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturlehre, Mathematik, Lectüre von Reisebeschreibungen, einen Schatz von Kenntnissen gesammelt hat, wird manche Gelegenheit finden, um vorige Ideen mit neuen zu verbinden, um etwas Nützliches zu entdecken. Diese Gelegenheit wird der Unwissende ungenützt verstreichen lassen.

§. 171.

Regeln bey Beobachtungen und Versuchen:

1) Die Vorbereitung zu diesem Geschäft erfordert mancherlei Bemühungen. Wer in einem Fache etwas erfinden will, sollte schon vorher wissen, was geschickte Beobachter darinn geleistet haben. Wenn Instrumente dazu nöthig sind, so muß er ihre Theile, Zusammenfügung, Gebrauch, Güte, u. s. w. verstehen; sie aus einander nehmen, reinigen, verbessern können; wenn es nöthig ist, selbst bessere erfinden. Den Gegenstand seiner Beobachtungen muß er vorläufig kennen, und die Absicht, warum er ihn beobachtet. Durch Uebung muß er sich eine Fertigkeit in der rechten Anwendung der Instrumente, in Kunstgriffen und vortheilhafter

hafter Behandlung des Gegenstandes erworben haben. Oefters ist dazu die Anweisung eines geschickten Mannes nöthig.

2) Während der Beobachtung oder des Versuchs ist Aufmerksamkeit auf die kleinsten Umstände, Sorgfalt, Genauigkeit und Geduld nöthig. Uebereilung und Sorglosigkeit verursachen viele Unrichtigkeiten, und geben zu falschen Schlüssen Anlaß. Daher ist es rathsam, alles genau aufzuzeichnen, oder zu behalten, was erfunden worden ist, und den Versuch wo möglich mehrmals zu wiederholen. Der Beobachter muß Gegenwart des Geistes besitzen, um die erlernten Kenntnisse auf die vorkommenden Fälle richtig anzuwenden, und keinen günstigen Augenblick, der öfters schnell verstreicht, und nie wiederkommt, ungenutzt vorbeygehen lassen. Interesse für die Sache, Wißbegierde, Liebe zur Ordnung, Freiheit von Vorurtheilen und Leidenschaften, gesunde Urtheilskraft, Prüfungsgeist, Scharfsinn, sind unentbehrliche Eigenschaften eines guten Beobachters.

3) Nachher müssen die gemachten Beobachtungen und angestellten Versuche mit den vorigen verglichen werden, und wenn sie ein anderes Resultat geben, als die letztern, so müssen sie noch öfters wiederholt werden. Weil nicht selten

ten gewisse Fehler dabey unvermeidlich sind, so müssen auch diese in Anschlag gebracht werden.

§. 172.

Die Gegenstände der Beobachtungen und Versuche sind, zu entdecken:

1) Die wesentlichen und zufälligen Eigenschaften eines Dings. Das, was bey allen Veränderungen eines Dings, die es durch Kräfte der Natur oder durch die Kunst des Menschen leidet, beständig bey ihm gefunden wird, gehört zu seinem Wesen.

2) Ursachen der Veränderungen, und die Wirkungen, welche daraus entstehen. Folgende Grundsätze müssen uns dabey leiten: dieselbe Ursache hat zu verschiedenen Zeiten dieselbe Wirkung, wenn alle Nebenumstände gleich sind — Wenn verschiedene Dinge einerlei Wirkungen haben, so liegt der Grund derselben in einer Eigenschaft, die ihnen gemein ist. — Wenn ähnliche Ursache verschiedene Wirkungen hervorbringen, so kommen diese von solchen Eigenschaften her, worinnen jene ähnlichen Ursachen selbst verschieden sind, u. d. gl. Fehler gegen diese Grundsätze sind: wenn man eine Wirkung als Folge einer Begebenheit ansieht, die kurz vorher, oder zu gleicher Zeit geschah, aber sonst in keiner Verbindung damit stand. — Wenn man einer Ursache die

ganze Wirkung zuschreibt, da sie doch nur zum Theil in ihr gegründet ist. — Wenn man von einer Ursache gewisse Wirkungen immer erwartet, die sie einmal unter gewissen Umständen hatte; nun aber da diese Umstände verändert sind, nicht mehr haben kann. — Wenn man aus vorgefaßten Meinungen etwas fälschlich für die Ursache hält.

3) Wechselseitiger Einfluß verschiedener Dinge. Diese findet sich, wenn zwey Dinge durch ihre Trennung gewisse Bestimmungen verlieren; durch ihre Verbindung aber wieder erhalten.

4) Zwecke und Absichten überhaupt, und besonders der Nutzen der Dinge und ihrer Eigenschaften für den Menschen. Hier hat der Naturforscher ein weites Feld vor sich, um seinen Scharfsinn zu üben, und seine Entdeckungen für die menschliche Gesellschaft brauchbar zu machen.

§. 173.

Wegen Mangel eigener Erfahrungen müssen wir auch oft fremde Erfahrungen zu Hülfe nehmen, und uns auf das Zeugniß eines Andern verlassen. Das Fürwahrhalten desselben heißt historischer Glaube. — Zeugen sind solche Personen, welche uns von einer Thntsache Nachricht geben. Sie sind entweder unmittelbare

bare (Augenzeugen) oder mittelbare, (Ohrenzeugen) welche andern Zeugen nacherzählen.

Der historische Glaube stützt sich auf folgende Punkte. 1) Die Menschen haben einerlei Sinne und alle die Fähigkeiten wahrzunehmen, wenn nicht besondere Hindernisse im Wege sind. 2) Sie haben auch ein gemeinschaftliches Interesse für die Wahrheit, wenn nicht Vorurtheile, Neigungen, Leidenschaften, u. d. gl. im Wege sind. — Wenn ein Zeugniß völlige Glaubwürdigkeit hat, so gilt es so viel, als eigene Erfahrung und giebt historische Gewißheit. Im gegenseitigen Falle ist es verdächtig, und zwar desto mehr, je mehrere Gründe zur Glaubwürdigkeit fehlen.

§. 174.

Wer die Richtigkeit eines Zeugnisses prüfen will, muß nicht nur die Schwierigkeiten und Hindernisse kennen, die bey Erfahrungen von gewisser Art im Wege seyn können; sondern auch Beurtheilungskraft genug besitzen, ein gewisses gegebenes Zeugniß und die Geschicklichkeit und Aufrichtigkeit des Zeugens nach Regeln zu prüfen, um darnach den Grad der Glaubwürdigkeit zu bestimmen. Er darf nicht leichtglaubig seyn; d. i. nicht jedes Zeugniß ohne Untersuchung annehmen; aber auch nicht unglaubig, so daß er allen historischen Glauben

ben verwirft und nur annehmen will, was er selbst erfährt.

Es ist nicht gut, wenn man Vernunftwahrheiten, deren Gründe man selbst untersuchen kann, auf das Ansehen anderer Menschen annimmt. (Doch können in einigen Fällen Ausnahmen Statt finden, z. B. bey mathematischen Untersuchungen, weil hier nicht leicht Irrthümer begangen werden können) Wahrgenommene Thatsachen sind das eigentliche Objekt des historischen Glaubens.

§. 175.

Regeln zur Prüfung eines Zeugnisses:

1) Die Erzählung darf keine widersprechenden Umstände enthalten.

2) Nur wirkliche Erfahrungen, aber keine Schlüsse aus Erfahrungen kann man auf das Zeugniß eines Andern annehmen.

3) Wenn die Erfahrungen unter sich zusammenhängen, mehrmals bezeugt worden sind, und keinen Erfahrungen anderer geschickten Männer widersprechen, so gewinnen sie sehr an Glaubwürdigkeit.

4) Ein Zeuge ist nicht verdächtig, wenn er als ein aufrichtiger Mann bekannt ist, der die Wahrheit liebt.

5) Wenn

5) Wenn er in einem bestimmten Falle besondere Beweggründe hatte, die Wahrheit zu sagen, und in einer Lage gewesen ist, wo er das, was er erzählt, nothwendig wissen konnte oder mußte.

6) Wenn man keine Ursachen auffinden kann, die ihn hätten bestimmen können, die Unwahrheit zu sagen.

7) Wenn er in dem Ton der Erzählung Liebe zur Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit an den Tag legt, und eine würdige, ungekünstelte Sprache redet.

8) Wenn er auch selbst die Umstände nicht verschweigt, die ihm zum Nachtheil gereichen können.

9) Aber er wird verdächtig, wenn er sonst als ein Lügner bekannt ist; oder wenn zu vermuthen ist, daß ihm Furcht, Hoffnung, Ehrsucht, Eigennutz, Haß, Partheigeist für eine gewisse Nation oder Sekte, Neigung, sonderbare Dinge zu erzählen, oder dem schönen, witzigen Ausdruck die Wahrheit aufzuopfern, u. d. gl. bestimmt haben könnten, von der Wahrheit abzugehen.

10) Man muß von dem Zeugen versichert seyn, daß er Geschicklichkeit genug besessen habe, eine Beobachtung anzustellen.

11) Daß er die nöthigen Vorkenntnisse besessen habe, die Kunstgriffe bey einem Versuche kannte, und die Instrumente zu gebrauchen wußte. Der Zeuge erleichtert diese Prüfung, wenn er seine Erfahrungen umständlich, genau und deutlich beschreibt.

12) Man muß versichert seyn, daß ihn Kränklichkeit, Flüchtigkeit, Vorurtheile, u. d. gl. nicht gehindert haben.

13) Wenn viele Augenzeugen eine Erfahrung bestättigen, und ihrem Zeugnisse nicht von Zeitgenossen widersprochen wird, so wächst die Glaubwürdigkeit; vorausgesetzt, daß keine Schwärmerei oder Vorurtheile im Wege gewesen sind.

14) Was sich mit den gemeinsten Fähigkeiten wahrnehmen läßt, dafür können Ungelehrte und gemeine Leute eben so gut ein Zeugniß ablegen, als Gelehrte.

15) Die unmittelbaren Zeugen gelten mehr, als die mittelbaren. Die Glaubwürdigkeit der letztern nimmt in dem Maaße ab, als sie später gelebt oder weiter von dem Ort entfernt waren, wo die Sache geschehen ist.

16) Ein bloßes Gerücht, wovon man keinen unmittelbaren Zeugen kennt, verdient wenig Glauben.

§. 176.

Die Schriften sind Zeugnisse von den Gedanken eines Verfassers. Man kann sich aber nicht ehe auf dieses Zeugniß eines Autors verlassen, bis ausgemacht ist, ob er auch wirklich so geschrieben habe, wie man in seinem Buche ließet. Denn die Fälle sind, besonders bey den Schriften der Alten, nicht selten, daß einzelne Stellen verfälscht, oder ganze Bücher einem Schriftsteller fälschlich zugeschrieben worden sind. Diese Untersuchung der Aechtheit einer Stelle, oder eines ganzen Buchs heißt Kritik.

§. 177.

Ursachen der Verfälschung waren:

1) Nachläßigkeit der Abschreiber. Aus Uebereilung übersahen sie oft etwas in den alten Manuscripten, oder gebrauchten Abbreviaturen, welche man in der Folge unrichtig las; wodurch der Text verdorben wurde.

2) Unwissenheit derselben. Oefters wurde das Abschreiben der ältern Schriften als Lohnarbeit von Menschen getrieben, welche die Sprachen der Alten nicht recht verstanden, und also leicht Fehler begehen konnten.

3) Noten am Rande eines Manuscripts, welche von einem Abschreiber oder Besitzer desselben gemacht wurden, wurden oft in der Folge in den Text aufgenommen.

4) Manche Verfälschungen geschahen mit Vorsatz. Ein Abschreiber setzte etwas zu, oder ließ etwas weg, was für oder wider seine eigene oder einer gewissen Sekte Meinung war.

5) Durch die Länge der Zeit wurden auch die alten Handschriften oft unleserlich, wenn die Schrift zu sehr erblaßte, oder durch Fäulniß, oder Feuer verdorben worden ist.

§. 178.

Eine Schrift kann einem Autor mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden:

1) Wenn Zeitgenossen und kurz nach ihm lebende Schriftsteller sie ihm beygelegt, und auch Stellen daraus in ihren Schriften citirt haben.

2) Wenn der Stil derselben mit dem Stile anderer, gewiß ächten Schriften eben desselben Verfassers übereinkommt.

3) Wenn nichts darinn vorkommt, was den zu der Zeit und in dem Lande herrschenden Sitten und sichern Begebenheiten widerspricht.

Bey der Untersuchung der Aechtheit einzelner Stellen hat der Kritiker folgende Regeln zu beobachten:

1) Er muß mehrere alte Handschriften vergleichen: die ältesten verdienen den meisten Glauben.

2) Er muß sowohl das Eigenthümliche des Zeitalters, als des Autors studiren, und

auch die Ursachen der Verfälschung genau kennen.

3) Weil die Abschriften als Zeugen anzusehen sind, so können auch einige Regeln des 175 §. zur Prüfung angewendet werden.

Durch lange und sorgfältige Vergleichung alter Handschriften, Sammlung der abweichenden Lesarten, und Bestimmung der wahrscheinlich richtigen nach den angegebenen Regeln, erlangt der Kritiker nach und nach eine Fertigkeit in diesem Geschäfte, so daß er sich nicht leicht mehr irrt.

§. 179.

Die Auslegungskunst (Hermenevtik) schreibt Regeln vor, wie man verfahren müsse, um den richtigen Sinn einer Schrift oder einzelner Stellen zu entdecken.

1) Der Ausleger muß nicht nur die Sprache vollkommen verstehen, in welcher das Buch geschrieben ist, sondern auch Kenntniß von den Sachen haben, davon es handelt. Er muß auch das Zeitalter, die Sitten, Gebräuche, Geschichte, Religion, Staatsverfassung des Volks, worunter der Verfasser lebte, und des Letztern Charakter, Stil und Eigenheiten kennen.

2) Den Sinn einzelner Stellen muß er nach dem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden

den und Nachfolgenden, und durch die Vergleichung mit andern ähnlichen Stellen aufsuchen. Ein billiger Ausleger darf nicht einzelne, abgerissene Sätze für sich erklären wollen, ohne auf den Zusammenhang zu sehen, weil dadurch der Sinn oft verkehrt wird.

3) Von dem eigentlichen Sinne der Worte darf man nicht eher abgehen, bis man Gründe zur Vermuthung hat, daß der Schriftsteller bildlich geredet habe. Man darf ihm auch nicht so leicht den Vorwurf machen, daß er ganz unverständliche oder widersprechende Dinge geschrieben habe.

4) Man muß die Meinung eines Autors über eine Sache in solchen Stellen seiner Schrift aufsuchen, worinn er ausführlich und absichtlich darüber geredet hat.

5) Wenn eine Stelle ganz unverständlich ist, so können auch Conjekturen versucht werden. Sie müssen aber der Denk- und Schreibart des Verfassers angemessen seyn.

Hülfsmittel für die Auslegung sind: gute Wörterbücher, Werke über Gebräuche und Verfassung des Volks, worunter der Autor gelebt hat, Commentarien, Register (zur Vergleichung der Parallelstellen), u. d. gl.

§. 180.

Durch Lektüre erhalten wir Kenntniß von dem, was andere gedacht, erfunden, nach ihrer Art angesehen, und in Büchern aufbewahrt haben. Ohne Lektüre wird unsere Kenntniß zu einseitig, wir halten uns gewöhnlich nur an gewisse Vorstellungsarten, worauf wir durch eigenes Nachdenken gekommen sind. Aber in Büchern finden wir einen Schatz von neuen Ideen, lernen die Lücken in unsrer Vorstellungsart einsehen und ausfüllen. Gute Schriftsteller wenden viele Zeit und Fleiß auf Untersuchungen, und liefern uns durchdachte und ausgearbeitete Werke über Gegenstände, zu deren eigener Erfindung uns oft Zeit und Gelegenheit fehlt. Sie können auch Menschen von jedem Alter und Stande unterrichten, bey welchen andere Arten von Unterricht nicht so gut angewendet werden können. Noch ein Vortheil der Lektüre besteht darin, daß man die Stunden, worin man sich durch Schriften unterrichten will, bequemer auswählen kann, als die welche zum mündlichen Unterricht bestimmt sind, und daß man daher besser den Zeitpunkt treffen kann, wo man zum genauen Prüfen und Durchdenken einer wissenschaftlichen Materie besonders aufgelegt ist. — Diese Bemerkungen über die Vortheile der Lektüre sollen indessen dem

eigen-

eigenthümlichen Werthe des mündlichen Unterrichts nichts benehmen.

§. 181.

Regeln, um mit Nutzen zu lesen:

1) Jeder muß diejenigen Schriften am meisten und fleißigsten studiren, welche für seinen bestimmten Zweck, für sein Amt, oder für die Wissenschaften, denen er sich widmen will, die vorzüglichsten sind. Daher muß er sich, sobald es möglich ist, Kenntniß von den besten Schriften seines Fachs zu erwerben suchen.

2) Es ist nicht gut, wenn man zu geschwind und viel lieset, ohne das Gelesene zu prüfen, gehörig zu nutzen, und zu ordnen.

3) Gute Bücher müssen mehrmals gelesen werden. Das erstemal kann man sie flüchtig durchgehen, um eine allgemeine Uebersicht davon zu erhalten. In der Folge müssen sie langsam und mit Aufmerksamkeit gelesen werden, um den Plan und Zweck des Verfassers zu übersehen. In wissenschaftlichen Büchern, worinn ein genauer Zusammenhang herrscht, muß man bey jedem Satze so lange verweilen, bis man ihn verstanden hat; und wenn man etwas nicht verstehen kann, so notire man es, um zu einer andern Zeit weiter darüber nachzudenken, nachzulesen, oder Andere um ihre Meinung darüber zu fragen.

4) Es ist sehr nützlich, wenn man das Merkwürdigste eines wichtigen Buchs kurz aufschreibt. Dadurch werden die Begriffe aufgehellt und berichtigt; denn was man bey dem Lesen noch nicht völlig gefaßt hat, muß man noch schärfer durchdenken, wenn man es aufschreiben will.

5) Einzelne Materien des gelesenen und verstandenen Buchs kann man hernach ausführlich schriftlich ausarbeiten, um durch Vergleichung dieses Aufsatzes mit dem Buch die Fehler des erstern zu entdecken.

In der Wahl der Bücher und Ordnung, wie man sie nacheinander studiren soll, befolge man Anfangs den Rath geschickter Männer. Abwechselung in der Lectüre ist nothwendig; bald müssen ernsthafte und schwere, bald unterhaltende Bücher gelesen werden, um sich zu erholen, und zu neuer Arbeit zu stärken.

7) Man muß ohne Vorurtheil für oder wider eine Sache, oder den Autor einer Schrift lesen, und nicht eher urtheilen, bis man Gründe und Gegengründe über einen streitigen Punkt kennt. Daher müssen die vorzüglichsten Schriftsteller beider Partheien gelesen werden.

§. 182.

Der mündliche Unterricht hat ebenfals einige Vorzüge vor dem schriftlichen. Der Eindruck dessel-

desselben ist öfters größer. Ein geschickter Lehrer wird ihn auch für seine Zuhörer vorzüglich anpassend zu machen wissen, bey schwerern Materien länger verweilen, zweckmäßige Erläuterungen und Beyspiele anbringen, sich durch Fragen überzeugen, ob er verstanden worden ist, und die Zuhörer aufmuntern, ihre Einwürfe und Zweifel vorzubringen, und zu sagen, was ihnen noch dunkel geblieben ist. In allem diesem leistet der mündliche Unterricht mehr, als der schriftliche, und hat daher, besonders für den Anfänger, einen unverkennbaren Werth.

Regeln, um mit Nutzen Vorlesungen zu hören:

1) Vor der Stunde muß man den zu erklärenden Abschnitt lesen, durchdenken, und die schwierigen Punkte bemerken.

2) Während der Vorlesung ist beständige Aufmerksamkeit nöthig. Daher ist das Nachschreiben des ganzen Vortrags nicht anzurathen. Einige Hauptideen, neue Gedanken, Nahmen Zahlen, Büchertitel, gegebene Beyspiele, Eintheilungen, u. d. gl. kann man sich kurz notiren; doch so, daß man nichts überhört.

3) Nach der Stunde ist Wiederholung des Gehörten mit Hülfe des Compendiums nöthig. Alsdann kann man sich auch einen schriftlichen Abriß davon entwerfen. Am Ende eines Hauptstücks und eines ganzen Buchs muß man

man die ganze Materie noch einmal mit Fleiß wiederholen.

4) Vorzüglich nützlich ist es auch, wenn man sich über die durchstudierten Materien mit den Lehrern selbst, oder mit andern guten Freunden unterredet. Dadurch bekommt man Gelegenheit, manche Zweifel nnd Einwürfe zu heben, und das Dunkle und Verworrene in seinen eigenen Vorstellungsarten aufzuhellen.

§. 183.

Wer andere Menschen mündlich oder schriftlich belehren, überzeugen oder widerlegen will, hat verschiedene Regeln zu beobachten.

1) Sein Vortrag muß verständlich und deutlich seyn. Er muß das, was er lehren soll, vollkommen inne haben, und sich selbst alles so viel als möglich deutlich gedacht haben; seine Sätze mit passenden Beyspielen erläutern; auf die Fähigkeiten seiner Zuhörer Rücksicht nehmen, und seinen Vortrag ihnen anzupassen suchen; und auf die wichtigsten Gegenstände besonders aufmerksam machen.

2) Er darf nicht ohne Noth von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichen, und muß sich immer bestimmt auszudrücken suchen.

3) Seine Gedanken müssen nach einem richtigen Plane verbunden werden; daher muß er die Gründe und Folgen in natürlicher Ordnung zusammen stellen.

4) Der Vortrag muß vollständig seyn, alles enthalten, was nothwendig zur Sache gehört, ohne unnöthige Weitläuftigkeit.

5) Der Lehrer muß auch die vorzüglichsten Bücher kennen, die über seinen Gegenstand geschrieben worden sind.

§. 184.

Um einen andern von einer Wahrheit zu überzeugen, muß man

1) bestimmte und vollständige Beweise in einem richtigen Zusammenhange vorlegen.

2) Den andern nicht mit Gründen bestürmen, sondern nach und nach die Beweise entwickeln, und ihm Zeit zum Nachdenken und Prüfen lassen.

3) Die Sache von mehreren Seiten vorstellen, bis man den rechten Weg trifft, um Eindruck zu machen.

4) Auf wahre Ueberzeugung und nicht bloße Ueberredung (durch einen glänzenden Vortrag, bildliche Ausdrücke, Erregung der Affekten, ꝛc.) wirken.

§. 185.

Bey der Widerlegung einer irrigen Meinung ist nöthig:

1) daß man die Streitfrage (statum controversiae) richtig bestimme, damit keine Mißverständnisse und Wortstreite (Logomachien) ent-

entstehen. Jeder der Streitenden muß sich selbst richtig verstehen, wenn er den andern widerlegen will.

2) Man muß sich vor Leidenschaften hüten, wodurch das ruhige Nachdenken gehindert wird; man muß dem Andern nicht in die Rede fallen.

3) Nach den Umständen kann man bald einen direkten, bald einen indirekten Beweis führen; entweder seinen eigenen Satz beweisen, oder die Falschheit des gegenseitigen darthun, indem man die Unrichtigkeit der Principien und die Fehler im Schließen zeigt.

4) Erforschung der Wahrheit muß bey den Streitenden die Haupttriebfeder seyn. Sobald Einer einsieht, daß er widerlegt worden ist, so muß er es gestehen, und keine Ehre darinn suchen unüberwindlich zu seyn.

§. 186.

Es giebt manche Fehler, wovor man sich bey Belehrung, Ueberzeugung und Widerlegung Anderer zu hüten hat. Vorzüglich sind folgende Kunstgriffe sehr häßlich:

2) Wenn man bey Streitigkeiten, statt seinen Satz zu beweisen, ihn als als längst bekannt und erwiesen ausgiebt; den für dumm erklärt, der noch daran zweifelt; und seine Einwürfe als oft widerlegte Dinge vorstellt.

Wenn

2) Wenn man durch Lobsprüche, Schmeicheleien, u. d. gl. den Andern zu gewinnen sucht, damit er uns Beyfall gebe.

3) Wenn man den Andern lächerlich oder verächtlich zu machen — oder gefährliche Folgen aus seinen Sätzen herzuleiten suchet die gegen Staat, Religion, u. s. w. seyen.

4) Wenn man den Gegner von der Hauptsache abführet, bey Nebensachen angreifet, worauf er sich nicht gefaßt gemacht hat — ihn in Verwirrung bringt, indem man verfängliche Fragen aufwirft, seine Worte verdrehet, ihn oft unterbricht, seine Leidenschaften erregt, u. d. gl.

5) Wenn man nichts selbst beweiset, sondern immer dem Andern den Beweis aufbürdet, und den Hauptgrund nicht berühret.

6) Wenn man durch lebhafte, aber einseitige Darstellung, Deklamation, u. d. gl. mehr auf die Einbildungskraft, als auf den Verstand wirket, sich auf den gesunden Menschenverstand, die Mode, berühmte Gelehrte, u. d. gl. berufet.

Meta-

Metaphysik.

§. 187.

Die Erkenntnisse der Menschen haben ihren Ursprung entweder in der Erfahrung, oder in der menschlichen Vernunft selbst. Die erstern heißen Erfahrungskenntnisse, die andern Vernunftkenntnisse. Dabey ist aber wohl zu merken, daß dieser Unterschied sich nur auf den eigentlichen Ursprung der Kenntnisse beziehet: denn bey der weitern Bearbeitung und Anwendung derselben müssen Erfahrung und Vernunft vereinigt seyn. Einestheils muß die Vernunft den Stoff, welchen ihr die Erfahrung liefert, zusammen fassen, ordnen und in systematische Form bringen; anderntheils muß sie die Kenntnisse, welche sie aus sich selbst schöpfet, mit der Erfahrung zusammenhalten, vergleichen, durch Beyspiele weiter erläutern und anwenden.

§. 188.

Zu den Vernunftwissenschaften gehört auch die Metaphysik, weil sie sich mit solchen Wahrheiten beschäftigt, welche durch die bloße Vernunft eingesehen worden. Sie handelt 1) von den allgemeinsten Eigenschaften der Dinge überhaupt,

haupt, welcher Theil die Ontologie heißt; 2) von den drey Hauptobjekten der Vernunftforschung: der Welt überhaupt, der menschlichen Seele, und dem höchsten Wesen. Diese Theile werden die rationale Kosmologie, Psychologie und Theologie genennt.

In diesem Lehrbuche wird die rationale Theologie aus guten Gründen von der Metaphysik getrennt. Die wichtigsten Sätze derselben werden weiter unten in der moralischen Religionslehre abgehandelt werden.

Ontologie.

I. Von Dingen überhaupt, ihrer Möglichkeit, Würdigkeit und Nothwendigkeit.

§. 189.

Der allgemeinste Begriff von allen ist der von einem Ding überhaupt, oder von Etwas. Man verstehet darunter alles, was sich denken läßt, es mag wirklich existiren, oder nicht. Jedes Denkbare darf keine Prädikate enthalten, welche sich selbst widersprechen. Was sich selbst widerspricht, ist ein Unding, ein Nichts, (non ens) z. B. ein viereckigter Zirkel, ein hölzernes Eisen.

§. 190.

Dasjenige, was sich nicht selbst widerspricht, ist möglich, und das, was sich widerspricht, unmöglich. Dem Möglichen kommt also von zwey widersprechenden Prädikaten das eine zu und das andere nicht.

Man drückt den Satz des Widerspruchs (principium contradictionis), welcher die Bedingung aller Möglichkeit enthält, also aus: Etwas kann nicht zugleich a und nicht a seyn, und versteht unter a irgend ein Prädikat: z. B. eine Blume kann nicht zugleich gelb und nicht gelb seyn.

§. 191.

Wenn etwas, was nicht in Verbindung mit andern Dingen betrachtet wird, ohne Rücksicht auf andere Umstände zu nehmen, möglich oder unmöglich ist, so ist es an sich, schlechterdings (absolut) möglich oder unmöglich. Z. B. es ist an sich möglich, daß ein gradlinichter Triangel gleichseitig sey, aber an sich unmöglich, daß er vier Seiten habe. — Was im Zusammenhange mit andern Dingen, unter gewissen Umständen möglich oder unmöglich ist ist bedingt (hypothetisch) möglich oder unmöglich, z. B. daß ein gewisser Körper, (Holz, Eisen, ein Mensch) auf dem Wasser schwimme, ist nach Umständen, also bedingt möglich oder unmöglich.

Man

Man irret sich nicht leicht in der Beurtheilung, ob etwas absolut möglich oder unmöglich sey; aber öfters darinn, ob es hypothetisch möglich oder unmöglich sey, wenn man die Umstände, die darauf Einfluß haben, nicht genau weiß, oder nicht recht überlegt.

§. 192.

Wenn einem Dinge eine gewisse Beschaffenheit zukommen kann, oder nicht: so ist es in Ansehung derselben noch unbestimmt. Wenn ihm aber eine zugesprochen, und ihr Gegentheil abgesprochen wird, so ist es bestimmt. Z. B. ein Mensch überhaupt kann ein Europäer, Nichteuropäer — gelehrt, nicht gelehrt — ein Kind, oder ein erwachsener Mensch, u. s. w. seyn. Nur bey einem einzelnen Menschen (individuum, ens singulare) ist es bestimmt, welches von irgend zwey widersprechenden Prädikaten ihm zukommt.

Die Bestimmungen, Prädikate (determinationes) sind entweder bejahende oder verneinende.

Die Bestimmungen sind ferner entweder innerliche oder äusserliche. Z. B. daß der Mensch eine vernünftige Seele hat, ist eine innerliche Bestimmung, weil sie ihm wesentlich zukommt: daß er aber ein Vater, ein König oder Unterthan ist, gehört zu den äusserlichen Bestimmungen. Diese sind die Verhält-

hältnisse (relationes), in welchen er gegen andere Dinge stehet.

§. 193.

Die ersten innerlichen Bestimmungen, welche den Grund der andern enthalten, sind die wesentliche Stücke (essentialia). Diese machen das Wesen (essentiam) eines Dinges aus: z. B. der Mensch bestehet 1) aus einem organischen Körper, 2) aus einer vernünftigen Seele. Der gradlinichte Triangel bestehet 1) aus drey 2) graden 3) Linien 4) die einen Raum einschließen. Diese sind die wesentlichen Stücke. Keins darf wegbleiben, wenn der Begriff vollständig seyn soll. Z. B. drey Linien allein, oder drey grade Linien, oder Linien, die einen Raum einschließen, u. s. w. machen den Triangel nicht aus.

§. 194.

Die übrigen innerlichen Bestimmungen (affectiones) sind 1) entweder solche, welche nothwendig aus dem Wesen folgen (essentialia consecutiva, v. attributa), 2) oder es sind zufällige Beschaffenheiten (accidentalia) — Beyspiele zu 1. Der Mensch ist ein moralisches Wesen, er hat einen verweslichen Körper. Der Triangel hat drey Winkel. — Beyspiele zu 2. Ein gewisser Mensch ist gelehrt, scharfsinnig,

groß,

groß, klein, schwarz, kupferfarbig. Ein Triangel ist gleichseitig, ungleichseitig.

Die wesentlichen Beschaffenheiten sind unveränderlich, wenn das Ding dasselbe bleiben soll: aber die Accidentien und Relationen können geändert werden, ohne daß das Wesen aufgehoben wird.

§. 195.

Ein Ding existirt, das nicht blos in Gedanken, sondern ausser denselben vorhanden ist; oder dessen Vorstellung ein Gegenstand ausser dem Gemüthe correspondirt. Ein wirkliches Ding ist also ausser seinen wesentlichen Beschaffenheiten auch in Ansehung aller andern möglichen Affektionen durchgangig bestimmt, weil es nicht blos gedacht wird, sondern da ist.

Der Mensch im Allgemeinen ist in Ansehung vieler zufälligen Beschaffenheiten noch unbestimmt. Es ist nur der Begriff von einem möglichen Menschen. Aber ein wirklicher Mensch ist durchaus bestimmt. Jedes Prädikat, oder dessen Gegentheil kommt ihm zu. Er ist z. B. schwarz oder nicht schwarz, großmüthig oder nicht großmüthig, gesund oder nicht gesund, zwanzig Jahre alt oder nicht 20 Jahre alt, u. s. w.

§. 196.

Jedem Dinge wird die Beziehung auf seine wesentlichen Stücke Einheit, Wahrheit, Ord-

nung und Vollkommenheit (in metaphysischem Sinne) zugeschrieben. (Omne ens est unum, verum, bonum et perfectum). Die mannigfaltigen Bestimmungen, welche im Wesen eines Dinges zu Einem verbunden sind, machen seine Einheit aus — Seine Wahrheit besteht darin, daß unter den mannigfaltigen Merkmalen keins dem andern widersprechen darf, weil sie sich sonst unter einander aufheben würden. — Weil alle innern und äussern Bestimmungen eines Dinges in dem Wesen selbst, entweder gänzlich, oder zum Theil gegründet sind, so stimmen sie zusammen. Die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen nach gewissen Regeln ist Ordnung und Vollkommenheit.

§. 197.

Dasjenige ist nothwendig, dessen Gegentheil unmöglich ist. Absolut nothwendig, wenn das Gegentheil absolut unmöglich ist, z. B. die wesentlichen Stücke gehören absolut nothwendig zu dem Wesen eines Dinges. Auch die Grundsätze des Verstandes; z. B. daß das Ganze größer ist, als ein Theil desselben — daß jede Veränderung ihre Ursache hat, u. d. gl. sind für jeden Menschen zu allen Zeiten absolut nothwendige Wahrheiten.

Hypothetisch nothwendig ist, dessen Gegentheil hypothetisch unmöglich ist, z. B. wenn

man

man drey Grade Linien zusammenfügt, daß sie einen Raum einschließen, so folgt nothwendig unter dieser Bedingung, daß drey Winkel entstehen, daß diese zwey rechten Winkeln gleich sind, daß zwey davon spitzige Winkel seyn müssen, u. s. w.

Zufällig ist dasjenige, dessen Gegentheil möglich ist, z. B. der Triangel kann auf Papier, oder auf eine Tafel, oder auf ein Stück Land gezeichnet werden. Er kann kleiner oder größer gemacht werden, u. s. w. — Alle Accidentien und Verhältnisse sind zufällig.

II. Von Substanz und Accidenz, Ursache und Wirkung und Wechselwirkung.

§. 198.

Was in einem wirklichen Dinge beharrlich ist, für sich bestehet, und sich nicht verändert, ist seine Substanz. Die veränderlichen Beschaffenheiten, welche der Substanz inhäriren, sind ihre Accidenzien. Z. B. die Substanz des Goldes hat zu Accidenzien die Farbe, den Glanz, die Figur, das Gepräge, u. s. w. Jede Substanz hat Accidentien, welche sich verändern können, aber nie für sich allein bestehen, sondern nur als Bestimmungen in einer Substanz wirklich sind.

§. 199.

Wenn ein Ding, oder Veränderung eines Dinges in einem andern gegründet ist, so stehen sie im Verhältniß der **Ursache** und **Wirkung** gegen einander. Die Verknüpfung der Ursache und Wirkung heißt der **Causalzusammenhang**.

§. 200.

Die Erfahrungen, welche wir über die Veränderungen unseres eigenen Zustandes und des Zustandes anderer Dinge machen, lehren uns, daß Ursache und Wirkung in der Welt verknüpft sind, z. B. alle Vorstellungen, Empfindungen, Entschlüsse haben ihre Gründe entweder im vorhergehenden Gemüthszustande, oder in äussern Dingen. Das Wachsen, Grünen, Verdorren der Pflanzen hat seine Ursachen in der Natur, u. s. w.

§. 201.

Ausserdem ist es ein **Gesetz des menschlichen Verstandes**, daß wir uns alle Veränderungen in der Welt, (nicht blos diejenigen, bey welchen wir durch Erfahrung den Grund entdecken,) im Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen vorstellen müssen. Dieser **Satz des zureichenden Grundes** (principium rationis sufficientis) kann auf folgende Weise ausgedruckt werden: **Jede Wirkung muß einen**

nen zureichenden Grund haben, dessen Folge sie ist, und sie ist selbst wieder Grund von andern Folgen. Daraus folgen die Sätze; wenn die Ursache vorhanden ist, so folgt auch die Wirkung — wenn die Ursache gar nicht oder zum Theil da ist, (nicht zureichend ist) so folgt auch die Wirkung gar nicht, oder nur zum Theil. — Einerlei Ursachen haben einerley Wirkungen, und umgekehrt.

Das Kind, welches noch wenige Erfahrungen über den Causalzusammenhang machen kann, fragt dennoch nach der Ursache irgend einer Veränderung, und setzt voraus, daß eine da seyn müsse, wenn es eine Veränderung bemerkt: und das mit Recht, weil es ein allgemeines Gesetz des menschlichen Verstandes ist, daß die Dinge und ihre Veränderungen in diesem Zusammenhange vorgestellt werden müssen.

§. 202.

Bey einer Wirkung kommen öfters mehrere Ursachen zusammen (causae concurrentes), welche theils Haupt- theils Nebenursachen causae principales et secundariae) sind, je nachdem sie mehr oder weniger Theil an der Wirkung haben. — Wenn a von b und b von c der Grund ist, so ist auch a von c der Grund: a ist der mittelbare oder entferntere, b aber

der unmittelbare oder nächste Grund von e. Z. B. der Blitz fällt in eine Pulverkammer, das Feuer zerschlägt ein Gebäude, eine Wand desselben zerschmettert einen Menschen.

Die Ursachen, die in einer Reihe folgen, sind entweder wesentlich subordinirt, (essentialiter subordinatae; wenn die entferntern Ursachen so gut wie die nächsten zur Wirkung beytragen, wie im angeführten Exempel: oder zufällig subordinirt, (accidentaliter subordinatae), z. B. Titius ist der Vater des Sempronius, letzterer verrichtet eine Heldenthat. Hier ist Titius nur eine zufällige Ursache von der That des Sempronius.

§. 203.

Jede Reihe subordinirter Ursachen hat immer eine erste Ursache, man mag die Reihe so groß annehmen, als man wolle. Denn wenn man zurückgehet, und findet, daß immer eine Ursache Wirkung von einer vorhergehenden Ursache ist, und diese letztere wieder ihre Ursache hat: so muß man endlich an eine erste Ursache kommen, die selbst nicht wieder von vorhergehenden Ursachen gewirkt worden ist. Wollte man dieses nicht annehmen, sondern die Reihe ins Unendliche zurückführen, so hätte die ganze Reihe keinen zureichenden Grund, welches gegen obiges Gesetz ist.

Ein Wesen, das durch kein anderes hervorgebracht worden ist, hat den Grund seiner Existenz in sich selbst (ens a se). Es hatte keinen Anfang, sondern ist ewig, unabhängig und nothwendig. Ein Wesen, welches einen Anfang hat, ist in einem andern gegründet, (ens ab alio).

§. 204.

In so fern eine Substanz den Grund von ihren Accidentien oder den Accidentien eines andern Dinges enthält, legt man ihr Kraft bey. Jede Substanz hat also Kraft.

Eine Kraft ist entweder hinreichend, eine Wirkung hervorzubringen, oder nicht. Der Widerstand anderer Kräfte hindert öfters eine Kraft, daß sie nicht wirken kann, z. B. die Kraft eines Pferdes ist im Stande, einen Wagen fortzuziehen, aber nicht mehr wenn er an einen starken Pfahl gebunden ist.

§. 205.

Zwey oder mehrere Dinge, welche gegenseitig auf einander wirken, stehen in einem wechselseitigen Einfluß. Dieses ist das Verhältniß der Wechselwirkung (actio et reactio). Eine Substanz besitzt das Vermögen auf andere zu wirken (facultatem s. potentiam activam), und eine Receptivität, potentiam passivam) sich durch andere Dinge verändern zu lassen. Z. B. wenn zwey Menschen mit ein-

einander sprechen, so bewirken sie durch das Reden wechselsweise Vorstellungen in einander, und durch das Hören empfangen sie Stoff zu Vorstellungen von einander.

III. Von Quantität und Qualität, wie auch Aehnlichkeit und Gleichheit der Dinge.

§. 206.

Alle Dinge haben eine Größe. Die Größe (quantitas) ist entweder extensiv oder intensiv. Die erstere wird nach und nach, die leztere aber auf einmal wahrgenommen. Z. B. Raum und Zeit und die Dinge, welche im Raume ausgedehnt sind, und in der Zeit eine Dauer haben, haben eine extensive Größe. Der Grad der Wärme eines Körpers, der Grad oder die Stärke der Erleuchtung von der Sonne, dem Monde, einer Lampe u. s. w. sind extensive Größen.

§. 207.

Die extensive Größe ist entweder eine stetige, (quantitas continua) wenn sie als ein Ganzes zusammenhängt, z. B. ein Stück Feld, eine Linie: oder eine unstettige (quantitas discreta) wenn von den Dingen, deren Menge eine Größe ausmacht, jedes für sich abge-

abgesondert, als ein Ganzes betrachtet wird — ein Ganzes, das zusammengehäuft ist, und nicht zusammenhängt, z. B. ein Haufe Goldstücke, Fruchtkörner.

§. 208.

Ein ausgedehntes Ding im Raume hat eine Länge, Breite und Dicke, oder es hat drey Abmessungen. Sein Raum ist von Flächen begrenzt, die nur eine Länge und Breite, aber keine Dicke haben. Die Grenzen einer Fläche sind Linien, welche eine Länge aber keine Breite und Dicke haben. Die Grenzen der Linie auf beiden Seiten sind Punkte, die gar nicht ausgedehnt sind, und weder Länge, noch Breite, noch Dicke haben.

§. 209.

Von der Quantität eines Dinges kann man einem andern keine deutliche Vorstellung geben, wenn nicht ein gewisses Maaß genennt wird, womit dasselbe gemessen worden ist, z. B. um einen deutlichen Begriff von einer römischen Meile oder persischen Parasange zu haben, muß man wissen, wie viele unserer Schuhe, Ruthen, oder Schritte sie lang sey. Die Größe eines Landes muß durch Quadratruthen oder Quadratmeilen bestimmt werden;

und die Größe eines Körpers oder seines Raums durch Cubikruthen, oder dergleichen.

Mensura und Mensuratum müssen von einerlei Art seyn: d. i. Linien müssen durch Linien, Flächen durch Flächen, und Körper durch körperliche Räume gemessen werden. — Jede endliche Größe läßt sich durch eine Zahl ausdrücken: eine unendliche Größe läßt sich in keiner noch so langen Zeit durch ein Maaß, es mag noch so groß seyn, ausmessen, und also durch keine Zahl ausdrücken.

§. 210.

Die Qualitäten eines Dings sind andere Beschaffenheiten ausser der Größe, welche einem Andern deutlich gemacht werden können, ohne ein gewisses Maaß zu nennen, z. B. die Kanonenkugel hat, ausser ihrer Quantität, die Qualität, daß sie rund, von Eisen ist, u. s. w. Diese kann man deutlich erklären, ohne ein Maaß zu nennen.

§. 211.

Die Qualitäten sind theils Realitäten eines Dings, theils Mangel der Realität, oder Negationen, z. B. Gesundheit und Krankheit. Die Größe einer Realität ist intensiv, oder ein Grad. Jede Realität kann dem

Grade

Grade nach zu oder abnehmen. Was in Ansehung des Grades der Realität eingeschränkt ist, ist ein endliches, eingeschränktes Ding: was nicht darin eingeschränkt ist, ein uneingeschränktes Wesen. Alle endlichen Dinge haben Schranken (limites).

§. 212.

Zwey Dinge sind gleich, (aequalia) wenn sie einerlei Quantität haben: im entgegengesetzten Falle ungleich. Zwey Dinge sind ähnlich (similia), wenn sie einerlei Qualitäten haben, die Größe mag verschieden seyn, und im entgegengesetzten Falle unähnlich. Z. B. zwey Bilder von einem Menschen, wovon eines auf ein kleines Medaillon, das andere auf eine große Tafel gemahlt ist; zwey Cirkel, Quadrate, u. s. w. sind ähnlich. — Wenn zwey Dinge zugleich ähnlich und gleich sind, so sind sie einerlei (congruentia), eines kann an des andern Stelle gesetzt werden.

Der Satz des Nichtzuunterscheidenden, (principium indiscernibilium) wie ihn die Philosophen nennen, daß es keine zwey Dinge geben könne, welche völlig in Quantität und Qualität einerlei wären, läßt sich aus Vernunftgründen a priori nicht beweisen.

II. Von

II. Von dem Raume und der Zeit.

§. 213.

Alle Dinge, welche wir in der Erfahrung wahrnehmen können, sind in Ansehung des Raums, oder der Zeit, oder beider zusammengenommen, verknüpft. Dinge, die ausser einander und neben einander sind, befinden sich im Raume. Dinge, die auf einander folgen, in der Zeit. Also können sich im Raume nur körperliche ausgedehnte Dinge befinden: in der Zeit die auf einander folgenden Begebenheiten und Veränderungen, z. B. Vorstellungen, Entschlüsse der Seele, Veränderungen der Körperwelt, u. d. gl.

§. 214.

Aus der Vorstellung des Raums entstehen manche andere Begriffe: z. B. von Distanz, Entfernung eines Dinges von andern im Raume; Ort, Lage eines Dinges gegen die andern; Figur, Grenzen des Raums, den das Ding einnimmt; Bewegung, Veränderung des Orts im Raume. — Der Raum hat so gut, wie die Dinge darin, drey Abmessungen, d. i. jedes Stück des Raums hat eine Länge Breite und Dicke.

Man

Man kann sich den Raum entweder als leer, worin gar nichts körperliches ist, oder als erfüllt mit Körpern vorstellen.

§. 215.

Die Zeit stellen wir uns als etwas ausgedehntes unter dem Bilde einer Linie vor, wo jeder Punkt einen Augenblick der fortfliessenden Zeit darstellet. Weil man blos ihre Länge messen kann, so hat sie nur eine Abmessung. — Aus dem Begriff von Zeit entstehet der von Dauer eines Dings, von gegenwärtiger, künftiger, vergangener Zeit, von Ewigkeit, einer Zeit ohne Anfang und Ende.

Auch die Zeit kann entweder als erfüllt von Begebenheiten, oder als leer gedacht werden.

§. 216.

Die Vorstellungen von Raum und Zeit in unserm Gemüthe sind unermeßlich groß: wir können uns nicht vorstellen, daß irgendwo, oder irgendwann Raum und Zeit begrenzt seyn sollten.

V. Von dem Einfachen und Zusammengesetzten.

§. 217.

Ein zusammengesetztes Ding (ens compositum) ist, das aus Theilen bestehet, ein einfa-

ches

ches Ding, Monade (ens simplex) das aus keinen Theilen zusammengesetzt ist.

§. 218.

Im Raume können nur zusammengesetzte, ausgedehnte Substanzen wahrgenommen werden, welche Körper heißen. Ob die Körper aus einfachen Theilen, welche nicht weiter zusammengesetzt sind, bestehen, kann man durch keine Erfahrung ausmachen. Wenn man auch die feinen Theile der Körper noch so sehr zu scheiden, und in ihre Bestandtheile aufzulösen sucht, so bleiben diese Bestandtheile doch immer noch zusammengesetzte Dinge, welche noch weiter getheilt werden können, weil sie ausgedehnt sind, (ob dieses gleich für die menschliche Kunst nicht möglich ist.)

Die Lehre von den Monaden wurde ehedem für wichtiger gehalten, als sie ist. Unter einer Monade dachte man sich ein völlig einfaches Ding ohne alle Figur, welches keinen Raum anfüllt, und untheilbar ist. — Wenn sich zusammengesetzte Dinge verändern, so muß eine Bewegung ihrer Theile vorgehen: eine Monade, welche keine Theile hat, müßte sich also auf andere Art verändern. — Sollte eine Monade entstehen, oder vergehen, so müßte sie auf einmal aus nichts geschaffen,

schaffen werden. — Diese und mehrere Sätze von den Monaden lassen sich zwar denken, aber nicht durch die Erfahrung darthun. — Ausser diesen hat man noch andere Gründe, warum die Wirklichkeit der Monaden nicht erwiesen werden kann, welche aber hier füglich übergangen werden können.

§. 219.

Die Körper, oder die zusammengesetzten ausgedehnten Dinge, welche einen Raum erfüllen, sind entweder Gegenstände der Mathematik, wenn man ihre Größe messet, oder der Physik, wenn man die andern Eigenschaften derselben aus Erfahrung bestimmen will. Die allgemeinsten Eigenschaften, welche allen Körpern zukommen, werden in der allgemeinen **Physik** oder **metaphysischen Naturlehre** angegeben.

§. 220.

Die allgemeinen Eigenschaften aller Körper sind 1) **Ausdehnung**, 2) **Undurchdringlichkeit**: da wo die Materie eines Körpers ist, kann nicht zugleich auch ein anderer Körper seyn, 3) **Theilbarkeit**, weil sie einen Raum erfüllen, 4) **Beweglichkeit**, oder das Vermögen, den Ort zu verändern, 5) alle Körper haben **anziehende** und **zurückstossende**

Kräfte

Kräfte. — Durch diese Kräfte wird die Bildung einzelner Körper möglich: aus ihnen lassen sich die Bewegungen der Himmelskörper, die Bewegungen der Körper auf unserer Erde nach dem Mittelpunkt derselben, oder die Schwere, und noch manche andere Erscheinungen erklären.

Rationale Kosmologie.

§. 221.

Unter dem Ausdruck **Welt** wird in der Kosmologie nicht das jeztlebende Menschengeschlecht, oder unsere Erde, oder unser Sonnensystem verstanden. In der Kosmologie wird der allgemeine Begriff von **Welt** überhaupt, worunter alle mögliche Welten enthalten sind, zum Grunde gelegt. Die **Welt** ist der Inbegriff aller endlichen Dinge; ein Ganzes, das nicht ein Theil eines andern Ganzen ist. Die Dinge, welche dieses Ganze ausmachen, können auf alle mögliche Art verschieden seyn.

Ausser der wirklichen oder dieser Welt sind noch viele andere Welten möglich, worin die Dinge ganz andere Eigenschaften und Kräfte haben, wo sie in ganz andern Verbindungen und Verhältnissen stehen können, als in unserer wirklichen Welt.

§. 222.

§. 222.

Ausser diesem allgemeinen Begriffe können wir von der Welt im Allgemeinen nichts wissen. Manche Sätze, welche man vor Zeiten gewöhnlich in der rationalen Kosmologie von allen möglichen Welten überhaupt angenommen hat, können in dieser strengen Allgemeinheit nicht apodiktisch erwiesen werden. Wenn wir aber dasjenige, was wir aus Erfahrung von der wirklichen Welt wissen, mit unsern Vernunftgesetzen zusammenhalten, so ergeben sich einige Sätze, welche in Ansehung unserer Welt allgemeine Gültigkeit haben. Es sind folgende: 1) Alles in der Welt stehet im Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen. 2) Es ist alles nach einer gewissen Zweckmäßigkeit geordnet. 3) Die Wirklichkeit keines Dinges in der Welt ist absolut nothwendig. 4) Die wirkliche Welt ist vollkommener als alle mögliche Welten.

§. 223.

1) Natürliche Begebenheiten sind, die nach den Gesetzen der Natur im Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen geschehen. Dieses ist der Lauf oder die Ordnung der Natur; z. B. das Fallen des Regens, des Schnees, das Entstehen der Gewitter, das Wachsen und Verdorren der Pflanzen, sind natürliche Begebenheiten. Die Vernunft des Menschen ist so ein-

gerichtet, daß sie bey allen Begebenheiten den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen aufzusuchen strebt. Daher ist dieses als eine allgemeine Eigenschaft aller Dinge in der Welt anzusehen, daß sie mit andern Dingen theils als Ursachen, theils als Folgen verknüpft seyn müssen.

Der blinde Zufall, daß Begebenheiten ohne allen Grund erfolgen sollten, findet also nicht Statt. Eben so wenig ein Sprung in der Reihe der Ursachen, so daß eine Begebenheit c ohne ihren nächsten Grund b aus dem entferntern Grunde a erfolgen sollte, (non est saltus in rerum natura).

§. 224.

2) Ein anderes Gesetz unserer Vernunft fordert, das wir die Dinge und Begebenheiten nicht blos in der Reihe der Ursachen und Wirkungen, sondern auch nach einer gewissen Zweckmäßigkeit eingerichtet und mit andern Dingen verbunden ansehen sollen, d. i. die Dinge in der Welt beziehen sich als Mittel und Zweck auf einander. So dient z. B. die Sonne zur Erleuchtung und Erwärmung der Erde; die Pflanzen sind zur Erhaltung der Thiere und Menschen, die Thiere theils für andere Thiere theils für den Menschen bestimmt; u. s. w.

Die vernünftigen Geschöpfe sind Zwecke an sich selbst, die unvernünftigen aber Mittel

für

für andere Geschöpfe: es wäre also widersinnig, wenn die Welt blos aus leblosen und lebendigen, aber unvernünftigen Geschöpfen bestünde. Eine Welt muß vernünftige Geschöpfe als den Mittelpunkt der Zwecke enthalten. Diese sind auch nur allein im Stande, die Schönheit, Ordnung, Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Welt einzusehen, und nach vernünftigen Absichten zu gebrauchen.

§. 225.

3) Das Schicksal, (fatum) oder blinde Nothwendigkeit in Ansehung des Daseyns der Dinge und der Begebenheiten findet in der Welt nicht Statt. Denn dasjenige ist nothwendig, dessen Gegentheil unmöglich ist, weil es widersprechend ist. Wir können uns aber alle Dinge, ja die ganze Welt, als nicht existirend denken, folglich denken wir sie uns als zufällig.

Nur das ens a se ist absolut nothwendig, weil es von keinem andern abhängig ist, und also von Ewigkeit her da seyn mußte.

§. 226.

4) Die wirkliche Welt muß als die vollkommenste und beste unter allen möglichen Welten angesehen werden. Dieser Satz muß nicht von einem Theile der Welt, (z. B. von unserer Erde, oder gar von dem jetzigen Menschenleben,) sondern von der Welt im Ganzen, von

dem, was war, was ist, und was künftig seyn wird, verstanden werden. Da auch die beste Welt aus endlichen und nothwendig eingeschränkten Dingen bestehet, so versteht sich von selbst, daß sie nicht als das allervollkommenste in absolutem Sinne angesehen werden könne.

Diese Lehre wird hier nur angedeutet. Sie kann aber eigentlich erst aus der Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und Vorsehung über die Welt erwiesen werden, welches in der moralischen Religionslehre geschiehet. — Aus der bloßen Erfahrung läßt sich der Satz: daß diese Welt die beste sey, nicht darthun, weil so manches moralisch Böse und physisch Unvollkommene das moralisch Gute und das Glück in dem menschlichen Leben öfters zu übersteigen scheinen. — Aber aus der Erfahrung läßt er sich auch nicht widerlegen, weil wir den Zusammenhang des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen und Zukünftigen nicht wissen, und nur einen sehr kleinen Theil des Ganzen übersehen können.

Rationale Psychologie.

§. 227.

Der Mensch besteht nicht blos aus einem organischen Körper, sondern auch aus einer vernünftigen Seele. Wir sind uns bewußt, daß etwas in uns ist, welches denkt. Dieses denkende

Wesen

Wesen ist die Seele, oder das Ich. In der empirischen Psychologie werden die Eigenschaften und Kräfte dieses Wesens, so weit wir sie aus der Erfahrung kennen, untersucht, z. B. was ist Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand, u. s. w.

§. 228.

In die rationale Psychologie gehören nur solche Sätze, welche aus dem bloßen Selbstbewußtseyn, ohne andere Erfahrungen zu Hülfe zu nehmen, fließen. Der Hauptsatz, welcher hier zum Grunde gelegt wird, ist: Die Vorstellung von dem Ich, von dem, was in uns denkt, begleitet alle andere Vorstellungen der Seele. — Nun kann man zwar aus diesem Bewußtseyn, daß wir denken, die eigentliche Natur der Seele nicht kennen lernen: aber aus der genauern Zergliederung jenes gewissen Satzes können doch einige Folgesätze hergeleitet werden, welche eben so gewiß sind. Diese sollen hier angeführt werden.

§. 229.

1) Ich kann meine Seele nicht anders denken, als ein Subjekt, dem viele Prädikate zukommen, z. B. sie empfindet, begehret, verabscheuet, u. dgl. In dieser Rücksicht können wir die Seele eine Substanz nennen, welche für

sich

sich bestehet, und sich nicht verändert, und die ihre Accidentien, oder veränderlichen Beschaffenheiten hat.

§. 230.

2) Die Einheit des Selbstbewußtseyns lehret mich, daß ich nur eine Seele habe. Es ist immer ein und dasselbe Wesen, welches empfindet, denkt, sich entschließt, u. s. w. Also wäre es widersinnig, mehrere Seelen in einem Körper anzunehmen, von denen die eine allenfalls Erkenntnißkräfte, die andere Willenskraft besässe, und die in einer Harmonie stünden: denn dieses ist gegen unser Selbstbewußtseyn.

§. 231.

3) Wir sind uns ferner bewußt, daß wir noch dieselbigen sind, welche schon vor fünf, zehen und mehrern Jahren gedacht und gehandelt haben, und daß sich also unser eigentliches Ich nicht in ein anderes verändert habe. Die Vorstellung des Ichs kommt bey allen andern Vorstellungen vor, also ist es immer dasselbe, welches vorher war (identisch).

§. 232.

4) Ich unterscheide meine eigene Existenz, das Daseyn meines denkenden Ichs von allen Dingen ausser mir, nicht nur von fremden Körpern, sondern auch von meinem eigenen. a) Die

Die Kräfte der Körper, sich auszudehnen, sich wechselsweise anzuziehen oder zurück zu stoßen, u. d. gl. sind von den Kräften der Seele (urtheilen, schließen, begehren, verabscheuen) verschieden: jenes geschiehet durch Bewegung der Theile, dieses sind Gedanken. — b) Die Seele ist kein Gegenstand der äusseren Sinne: sie selbst kann man nicht sehen, oder hören, sondern nur ihre Wirkungen in der Körperwelt. Sie ist also etwas ganz anderes, als die Materie der Körper, welche durch die äussern Sinne empfunden werden. Da nun alle Körper zusammengesetzt sind, so kann ich mir die Seele als ein einfaches Wesen denken: ob sich gleich ihre Einfachheit nicht apodiktisch beweisen läßt.

Die, welche zweyerley ungleichartige Substanzen in der Welt, Seelen und Körper, annehmen, heißen Dualisten. Die, welche nur eine Art, entweder blos einfache, immaterielle, oder blos zusammengesetzte, materielle Substanzen annehmen, Monisten. Die Erstern, welche das Daseyn der Körperwelt läugnen, heißen Idealisten: die Letztern, welche das Daseyn immaterieller Geister läugnen, Materialisten.

§. 233.

Gewöhnlich werden noch einige Fragen in der rationalen Psychologie aufgeworfen, nämlich

1)

1) von der Art der Gemeinschaft der Seele und des Körpers, 2) von dem Ursprung der menschlichen Seele, 3) von dem Zustande nach dem Tode. Ueber diese Fragen kann man aber aus dem Begriff von der Seele eben so wenig, als aus der Erfahrung, etwas gewisses entscheiden.

1) Obgleich das eigentliche wie? bey der Gemeinschaft der Seele und des Körpers für uns verborgen ist, so ist doch die wahrscheinlichste und gewöhnlichste Meinung, daß ein wirklicher wechselseitiger Einfluß zwischen diesen beiden Wesen Statt finde.

2) Ob die Seelen der Menschen im Anfang der Welt erschaffen worden, und in dem Zustand der Bewußtlosigkeit geblieben seyen, bis sie mit einem Körper verbunden worden; oder ob die Seele eines Menschen kurz vor seiner Geburt aus Nichts erschaffen, und alsdenn mit dem Körper vereiniget werde: können wir nicht bestimmen.

3) Was endlich den Zustand der Seele nach dem Tode betrifft, so werden die Beweise für ihre Unsterblichkeit in der moralischen Religionslehre weiter erklärt werden.

Aesthe-

Aesthetik,

oder

Kritik des Geschmacks.

§. 234.

Die Aesthetik, oder die Kritik des Geschmacks, beschäftigt sich theils mit Untersuchungen über das Geschmacksvermögen selbst, und über die Beschaffenheit der Gegenstände desselben, des Schönen und Erhabenen in Natur und Kunst; — theils mit der Bestimmung der allgemeinen Eigenschaften schöner Kunstwerke und der von diesen abgeleiteten vornehmsten Kunstregeln. Sie zerfällt also natürlich in zwey Theile, einen theoretischen und einen praktischen. Um der Kürze willen wird aber der praktische Theil hier nicht besonders abgehandelt, sondern das Hauptsächlichste von den allgemeinsten Eigenschaften der schönen Kunstprodukte den theoretischen Grundsätzen an schicklichen Orten beigefügt werden. — Wir handeln also vom Schönen und Erhabenen und einigen andern hierher einschlagenden Materien, nämlich vom

vom Rührenden, Lächerlichen, u. s. w. ferner von den schönen Künsten überhaupt, dann von den einzelnen schönen Künsten insbesondere, und endlich vom Kunstgenie und vom Geschmacke.

Obgleich nach dem neuern philosophischen Sprachgebrauche unter Aesthetik die Lehre von der Sinnlichkeit überhaupt zu verstehen ist; so wird es doch hier erlaubt seyn, der bisherigen Gewohnheit zufolge, Aesthetik, Kritik des Geschmacks, Geschmackslehre als Synonyme zu gebrauchen.

Vom Schönen.

§. 235.

Ein Gegenstand gefällt uns: entweder, weil er in unsern Augen angenehm oder gut, oder — weil er schön ist. Das Wohlgefallen an dem Angenehmen und Guten ist interessirt, das am Schönen uninteressirt.

§. 236.

Unter Interesse versteht man 1) Eigennutz, Rücksicht auf eigenen Vortheil, 2) in der weitern Bedeutung den Wunsch, daß ein Gegenstand existire. Interessirt ist also dasjenige Wohlgefallen, welches mit dem Wunsche, daß dessen Gegenstand existire, verknüpft ist. Dieser Wunsch entsteht aber a) aus dem Urtheile, daß

der

der Gegenstand sinnlich angenehm sey, oder Vergnügen für die Sinne, besonders für die unedlern, verspreche. Denn wer wünscht nicht, das Angenehme zu genießen? wie können wir aber das, wenn es nicht existirt? — b) aus dem Urtheile, daß der Gegenstand gut sey. Das Gute ist entweder das mittelbare Gute, Nützliche, welches blos als Mittel des Angenehmen gefällt, und dessen Existenz ein jeder wünscht, sobald er es sich als nützlich vorstellt; oder — das an sich (moralisch) Gute, Edle und Vortrefliche, welches um sein selbst willen von der Vernunft gebilligt wird, und dem innern Sinne gefällt. Dieses Wohlgefallen am schlechthin und absolut Guten ist nun zwar uneigennützig, weil es nicht Verlangen nach Genuß oder Vortheil zum Grunde hat; aber das Urtheil, daß etwas schlechthin gut sey, und das Wohlgefallen daran, wirkt doch Interesse, oder den Wunsch, daß dasselbe nicht blos in unsern Gedanken, sondern auch irgendwo in der Welt wirklich vorhanden sey. — Es ist demnach sowohl das Wohlgefallen an dem Angenehmen und Nützlichen, als auch das Wohlgefallen an dem absolut- und an sich Guten mit Interesse verbunden, folglich interessirt, wenigstens interessirend.

Da es uns als vernünftigen Wesen gar nicht gleichgültig ist, ob das schlechthin Gute oder sittlich gute Gesinnungen und Handlungen unter den Menschen angetroffen werden, oder nicht, ja da wir wünschen müssen, uns selbst derselben rühmen zu können; so ist klar, daß auch das Wohlgefallen am schlechthin Guten mit dem Wunsche, daß dessen Objekt existire, nothwendig zusammenhänge, folglich insofern ebenfalls, obgleich in einem etwas andern Sinne, als das Angenehme und Nützliche, interessirt zu nennen sey.

§. 237.

Es giebt Gegenstände, die in der bloßen Anschauung unmittelbar durch sich selbst gefallen, ohne daß dieses Wohlgefallen nothwendig von einem Interesse begleitet wird. Jedes sinnlich vorstellbare Objekt nun, welches unmittelbar durch sich selbst und ohne alles Interesse gefällt, heißt schön; und das Vermögen, dieses uninteressirten Wohlgefallens oder des ästhetischen Vergnügens theilhaftig zu werden, ist der Geschmack. (Vom Geschmacke weiter unten ausführlicher; vergl. §. 290.)

Schöne Gemälde, Lustgärten, u. d. gl. gefallen nicht etwa deswegen, weil man sie für nützlich hält; man wünscht daher auch nicht nothwendig, sie selbst zu besitzen: ja vorausgesetzt, daß man

man die Belustigung, welche sie gewähren, so oft und so lange, als man will, genießen könne, ist man es auch allenfalls wohl zufrieden, daß solchen schönen Vorstellungen keine wirklichen Gegenstände entsprechen, sondern daß sie bloße Blendwerke der Phantasie, leerer Schein seyen. Auch gefällt ein vortrefliches Gedicht oder Schauspiel darum nicht weniger, weil man weiß, daß es bloße Erdichtungen darstellt; und es ist wohl noch keinem Menschen eingefallen, zu wünschen, daß alles, was wir in der Aeneis und im Oberon erzählt finden, wirklich so möge geschehen seyn. In diesen und in allen ähnlichen Fällen ist also das Wohlgefallen nicht nothwendig mit dem Wunsche, daß dessen Gegenstand etwas wirkliches sey, verbunden, folglich uninteressirt: wir interessiren uns eigentlich nicht für das schöne Objekt, sondern für die Art, wie es uns afficirt, für die Belustigung, die uns dessen Anschauung an und durch sich selbst gewährt.

Das Schöne muß sinnlich vorstellbar seyn. Man versteht aber unter dem sinnlich Vorstellbaren nicht blos Gegenstände der äussern Sinne, sondern auch der Einbildungskraft, des Dichtungsvermögens, des Witzes, der innern Gefühle, z. B. der Sympathie, des moralischen Sinnes, u. s. w.; denn alle diese Vermögensarten (deren Natur in der Psychologie erklärt wird) gehören zur Sinnlichkeit in der weitern Bedeutung. — Von den äussern Sinnen sind

sind nur die edlern, Gesicht und Gehör, zur Vorstellung des ohne Interesse Gefallenden oder des Schönen geschickt; für die unedlern, Geruch, Geschmack, Gefühl, gehört das blos Angenehme, das immer ein Interesse mit sich führt.

§. 238.

Obgleich das Schöne, als solches, ohne alles Interesse gefällt; so giebt es doch mehrere Arten des Interesse, die sich oft mit demselben verbinden. So pflegen nachdenkende und gutgesinnte Gemüther sich für die Naturschönheiten unmittelbar zu interessiren, d. i. nicht nur an der Form derselben, (z. B. eines schönen Vogels, Insekts, Gewächses, u. d. gl.) sondern auch an ihrem Daseyn, ohne alle Rücksicht auf Nutzen, Wohlgefallen zu haben. Dieses intellektuelle Interesse an den Naturschönheiten rührt unter andern vorzüglich daher, weil es nicht anders als geist- und herzerhebend für uns seyn kann, in schönen Naturprodukten augenscheinliche Spuren von einer in der sichtbaren Welt wirksamen verständigen Kraft zu entdecken, welche absichtlich und gleichsam kunstmäßig viele Naturwerke zur ästhetischen Belustigung der vernünftigen Wesen eingerichtet hat. — Es giebt ferner ein Interesse der Kunst an Kunstschönheiten, die wir als bewundernswürdige Beweise der mensch-

menschlichen Geistesfähigkeiten, nicht gern unter der Zahl der wirklichen Dinge vermissen möchten. — Endlich ein Interesse der Eitelkeit, der Geselligkeit, u. s. w. an Schönheiten der Natur und Kunst, da man entweder um des Putzes und der Ausschmückung willen, oder wegen irgend eines im Umgange mit andern Menschen davon zu machenden Gebrauches, gegen das Daseyn schöner Objekte nicht gleichgültig ist, und solche wohl gar selbst zu besitzen wünscht.

Diese und ähnliche Arten des Interesse (das aus unedlern Neigungen, z. B. der Wollust entspringende gehört nicht hierher) gesellen sich erst dann zufälliger Weise zur Geschmacksbelustigung und erhöhen dieselbe, wenn das schöne Objekt schon wirklich unintereßirtes Wohlgefallen hervorgebracht hat: sie gehören also nicht zum Wesen der Geschmackslust.

§. 239.

Zur nähern Erklärung des unintereßirten Wohlgefallens am Schönen bemerken wir folgendes. So oft das Gemüth einen sinnlichen Gegenstand zu erkennen bemüht ist, wirken Sinnlichkeit und Verstand gemeinschaftlich: jene nimmt den mannigfaltigen Stoff der Anschauung auf, und stellt ihn durch Einbildungskraft als zu einem Ganzen verbunden vor; dieser denkt und urtheilt über das durch Sinnlichkeit vorgestellte

stellte Objekt. Es muß also in der ursprünglichen Einrichtung dieser Vermögensarten ein harmonisches Verhältniß derselben vorhanden seyn, vermittelst dessen sie einhellig wirken können, und jedes Bewußtwerden dieses harmonischen Verhältnisses ist mit einem unmittelbaren Lustgefühle verbunden. — Die Art der Zusammensetzung des mannigfaltigen Stoffs heißt die Form des Gegenstandes. — Das Mannigfältige für den Gesichtssinn ist das im Raume Gegenwärtige, theils zugleich und neben einander Wahrnehmbare, als Gestalten, Figuren, theils Spiel der Körper, d. i. Bewegung im Raume, als Gebärden, Tanz; für den Gehörssinn, in der Zeit auf einander folgende Töne. — Wenn man nun in der Form dieses Mannigfaltigen eine gewisse Einheit, d. i. eine oder mehrere Regeln entdeckt, wornach der Stoff dergestalt verbunden erscheint, daß derselbe leicht kann aufgefaßt und als ein Ganzes vorgestellt werden (wie wenn man z. B. Aehnlichkeit, Gleichförmigkeit, Proportion und Symmetrie, gleichen Abstand oder sanfte Verschmelzung und Abrundung der Theile an einem sichtbaren Objekte, oder Einheit des Hauptsatzes in einem Musikstücke und gleichmäßige Zeitbestimmungen in der Folge der Töne wahrnimmt); so findet das Gemüth an der bloßen Anschauung dieses durch seine Regelmäßigkeit mit

dem Verstande zusammenstimmenden Gegenstandes ein Wohlgefallen, ohne alle Rücksicht auf dessen Vollkommenheit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit, ja oft ohne daran zu denken, oder zu wissen, was der Gegenstand seyn oder vorstellen solle, folglich — ein uninteressirtes Wohlgefallen. Dieses Wohlgefallen entsteht also daher, weil man sich unmittelbar mit der Anschauung eines so beschaffenen Objekts desjenigen leichten Spieles der Erkenntnißkräfte (der Sinnlichkeit und des Verstandes) bewußt wird, mit dem das Gewahrwerden des eben gedachten ursprünglichen harmonischen Verhältnisses zwischen den genannten Seelenkräften verbunden ist.

Das sinnliche Mannigfaltige darf weder unordentlich durch einander liegen, noch auch nach zu verwickelten und versteckten Regeln zusammengesetzt seyn, damit nicht das Gemüth über dem Aufsuchen derselben ermüde: dies ist der Fall bey Gothischen Gebäuden, bey allzusehr durch einander geschlungenen Tänzen, ꝛc.

Will man diese leicht zu fassende Einheit im Mannigfaltigen sinnliche Vollkommenheit nennen und dieses für eine Erklärung des Schönen ausgeben; so vergesse man nur nicht, daß die sinnlich-vollkommne Form eines Objekts, welches schön seyn soll, unmittelbar in der Anschauung an und durch sich selbst gefallen müsse (wie dies z. B. bey einer Blume, einer Mu-

Muschel, der Fall ist), nicht etwa, wie das Gute und Nützliche, vermittelst des Begriffs von einem dadurch zu erreichenden äussern Zwecke. Die Schönheit ist die von aller Vorstellung eines äussern Zwecks unabhängige innere Zweckmäßigkeit eines sinnlichen Objekts, d. i. die Tauglichkeit der Form desselben zu einer solchen harmonischen Beschäftigung der Erkenntnißvermögen, oder zur Hervorbringung eines solchen Vorstellungszustandes, dessen wir uns mit einem unmittelbaren Lustgefühle bewußt sind.

§. 240.

Ein sinnlich Mannigfaltiges, das an sich ganz gleichgültig ist, kann durch seine *bloße Form* schön werden. So wird z. B. aus einer Menge unansehnlicher Steine ein schönes Gebäude, aus simpeln Zügen mit der Reißfeder eine schöne Zeichnung, aus einer Reihe von rohen Trommelschlägen durch regelmäßige Zeitabmessungen ein gefallendes Spiel für's Gehör, u. s. w. Dies ist die *reine formale Schönheit* und ihre Wirkung *eigentliche Geschmackslust* oder *ästhetisches Vergnügen im engsten Sinne*. — In etwas *erweiteter Bedeutung* gehören ins Gebiet des reinen Schönen auch diejenigen Objekte, wo ausser der an sich gefallenden Form auch die Materie oder das Mannigfaltige, worin die Form haftet, *sinnliche Reize* hat: z. B.

eine nicht nur schön geformte, sondern auch durch ihre Farben annehmliche Blume; eine gut illuminirte Zeichnung; ein Musikstück, das Anmuthigkeit der Töne mit schöner Form der Composition verbindet, u. dgl.

Genau genommen, sind liebliche Farben und Töne nicht eigentlich schön, sondern sinnlich angenehm (wie z. B. eine wohlschmeckende Speise, oder eine wohlriechende Blume.) Weil indessen die Farben und Töne in Ansehung ihrer mannigfaltigen Mischungen und Abwechslungen selbst einer schönen Form ganz vorzüglich empfänglich sind, auch die Formen der Objekte in Ausdehnung und Zeitfolge anschaulicher und abstechender darstellen; so können liebliche Farben und Töne, in so fern sie mit schönen Formen verbunden sind, und mit denselben gleichsam in Eins zusammenschmelzen, auch mit zum reinen Schönen gerechnet werden. Schön heißt also ein Gemälde zwar eigentlich und vorzüglich wegen seiner Zeichnung; nächst dieser aber doch auch wegen des reitzenden Kolorits: eben dies gilt auch von einem Musikstücke in Ansehung der Composition und der anmuthigen Töne.

§. 241.

Das Wohlgefallen an schönen Objekten wird in vielen Fällen sehr erhöhet durch mannigfaltige zur Anschauung derselben sich mehr oder weniger regelmäßig zugesellende Vorstellungen und

Gefühle, wodurch die Gemüthskräfte (Verstand, Einbildungskraft, innerer Sinn und Witz) noch mehr belebt und in eine durch sich selbst unterhaltende Thätigkeit versetzt zu werden pflegen. Einige Beispiele werden dieses klärer machen.

Schöne Gegenstände, die man oft mit andern anziehenden Objekten zugleich wahrgenommen, oder sich in der Phantasie vorgestellt hat, erhalten durch diese Verbindung einen Reitz, der ihnen endlich ganz eigenthümlich zuzugehören scheint, ob er gleich zum Theil erborgt ist. Z. B. der Gesang der Nachtigall, schöne Frühlingsblumen, u. dergl. gefallen noch mehr, als sie an sich selbst gefallen würden, durch die oft nur ganz dunkle mit ihrer Wahrnehmung verknüpfte Vorstellung der reitzenden Jahrszeit, worin man sich ihrer zu erfreuen pflegt. Selbst gewisse Farben, z. B. das Grüne, als die Farbe des Frühlings und der Gewächse, das Hellblaue, als die Farbe des heitern Himmels, haben solchen Associationen ihre Anmuthigkeit großen Theils zu verdanken. — Die Betrachtung schöner Naturgegenstände wird für gebildete Gemüther höchst anziehend durch den hinzukommenden Gedanken an den Schöpfer. — Welches mannigfaltige Spiel der Ideen und der gemischtesten Gefühle pflegt nicht öfters der Anblick eines Lusthauses in einer interessanten Gegend, eines Tempels, eines Grabmals zu veranlassen! — Aussichten in schöne Landschaften gefallen oft mehr durch das, was man hinzudenkt,

(wie

(wie wenn man sich z. B. die Glückseligkeit ihrer Bewohner vorstellt und daran durch Sympathie Theil nimmt) als durch das, was man wirklich siehet. — Vorzüglich gehört hierher auch alles, was auf Moralität Bezug hat: denn obgleich der Ausdruck des sittlich Guten nicht sowohl eigentlich schön, als vielmehr edel, rührend, erhaben ist; so kann er doch, wenn er sich mit dem Eindrucke des Schönen vereinigt, diesen gar sehr erhöhen. — Unzählig sind die Vorstellungen und die an diesen hängenden bald muntern, bald ernsten und schwermüthigen Gefühle, welche der Anblick vieler Natur- und Kunstschönheiten zu erwecken pflegt; wobey denn auch vieles von Gewohnheit, Vorurtheilen, subjektiver Gemüthsstimmung und andern zufälligen Umständen abhängt.

§. 242.

Diese und viele andere Arten des freien Spiels der Gemüthskräfte, welche durch die Anschauung schöner Gegenstände bald näher, bald entfernter veranlaßt zu werden, und das eigentliche ästhetische Vergnügen ungemein zu erhöhen pflegen, gefallen zwar nicht alle ohne Interesse, in der obigen vollen Bedeutung des Worts, (denn was z. B. die Sympathie und den moralischen Sinn belustigt, ist gewöhnlich mit dem Wunsche, daß der Gegenstand wirklich existire, verbunden,) — aber sie sind doch insofern uninteressirt, als sie dem Gemüthe eine an und durch

sich selbst unterhaltende Beschäftigung gewähren, ohne alle Rücksicht auf Vortheil und Nutzen. Was diese Wirkung hervorbringt, gehört in der weitesten Bedeutung unter den Begriff des Schönen: und Objekte, welche, ausser dem durch sie gewirkten eigentlich uninteressirten Wohlgefallen, auch durch mancherlei hinzukommende mit der eigentlichen Geschmackslust gleichsam in Eins zusammenschmelzende anziehende Vorstellungen und Gefühle belustigen, könnte man, zum Unterschiede von dem reinen formalen Schönen, zusammengesetzte oder gemischte Schönheiten nennen.

§. 243.

Das Wohlgefallen am reinen formalen Schönen rührt, nach §. 239. daher, weil bey dessen Anschauung die Vorstellkräfte unmittelbar in eine leichtspielende, harmonische Geschäftigkeit gerathen, welche von allem zufälligen Interesse ganz unabhängig ist. Da nun diese Vorstellkräfte nebst ihrem ursprünglichen harmonischen Verhältnisse im Wesentlichen bey allen Menschen eben dieselben sind; so setzen wir auch den Sinn für reine Schönheit, als einen Gemeinsinn bey jedermann voraus: wir halten uns für berechtigt, das Wohlgefallen am Schönen allen Menschen anzusinnen, oder unsern Geschmacks-

schmacksurtheilen Allgemeingültigkeit beizulegen. Je mehr zufällige Reitze und Rührungen der Phantasie und der Gefühle sich aber unsern Geschmacksbelustigungen nach §. 241. 242. beimischen; desto weniger dürfen wir in Ansehung derselben auf allgemeine Bestimmung Anspruch machen, weil sich in Rücksicht auf diese Reize und Rührungen ein großer Unterschied unter den Menschen findet.

§. 244.

Alle Schönheit wird eingetheilt in freie Schönheit, (pulchritudo vaga) und in anhängende Schönheit (pulchritudo adhaerens). Die erstere ist diejenige Schönheit, bey deren Beurtheilung gar nicht auf Vollkommenheit, Bestimmung, Zweckmäßigkeit, oder Nützlichkeit des Gegenstandes Rücksicht genommen wird, (z. B. die Schönheit der Blumen, Vögel, Insekten, eines Lustgartens, einer Musik ohne Text, besonders der sogenannten Phantasieen); die andere ist diejenige Schönheit, bey deren Beurtheilung die Begriffe von Zweck, Bestimmung, Vollkommenheit, oder von dem, was das Ding seyn soll, auch in Betrachtung kommen. Um z. B. zu beurtheilen, was an einem Manne und was an einem Weibe schön sey, muß ich beider Bestimmung vor Augen haben:

und da wird sich finden, daß manches an dem Manne schön ist, weil es seiner Bestimmung angemessen, oder gar ein Ausdruck seiner Vollkommenheit, (z. B. des Muthes, der Stärke, u. d. gl.) ist, was zu der Bestimmung des Weibes nicht so paßt, und also an diesem keine Schönheit seyn würde. An einem Pallaste kann Manches gefallen, was an einem Tempel misfällt, weil es sich mit seiner Bestimmung nicht verträgt. Manches gefällt an einem Lusthause, was an einem Wohnhause anstößig ist, weil es dessen Nutzbarkeit und Bequemlichkeit Abbruch thut. — Die freie Schönheit gefällt demnach an und für sich selbst und unbedingt; die adhärirende Schönheit aber nur insofern sie mit dem Zwecke und der Vollkommenheit des Objekts übereinstimmt: sie ist folglich dieser untergeordnet und durch sie eingeschränkt.

§. 245.

Das höchste nur denkbare Schöne ist die der Gestalt des Menschen als eines seine ganze hohe Bestimmung aufs vollkommenste erfüllenden Wesens anhängende Schönheit. Der Mensch also, dessen ganzes Aeusserliches nicht nur Gesundheit, Stärke und andere körperliche Vorzüge, sondern auch hauptsächlich geistige Vollkommenheiten und sittliche Güte so deutlich und bestimmt

als

als möglich ankündigt, ist das Ideal der Schönheit. Dieses existirt zwar nirgends wirklich; der Künstler muß es aber doch bey der Darstellung der menschlichen Schönheit stets vor Augen haben, und sich ihm möglichst zu nähern streben.

Die menschliche Schönheit von dieser edlern Art wirkt nicht nur durch die im ganzen Körperbau sichtbare Regelmäßigkeit und Proportion eigentliche Geschmackslust, sondern sie beschäftigt auch die Vernunft durch die ihr so äußerst interessanten Begriffe von Vollkommenheit, Weisheit und Sittlichkeit; sie setzt zugleich das moralische Gefühl in Thätigkeit, und erfüllt das Herz mit den Empfindungen der Liebe, der Bewunderung und der Nacheiferung.

§. 246.

Das Gegentheil des Schönen ist das Häßliche, welches eigentlich in Formen, Bewegungen, Farben und Tönen besteht, oft aber auch noch durch mancherlei zugesellte Ideen und Gefühle einen großen Zuwachs erhält. Die Häßlichkeit ist nicht blos Mangel der Schönheit, (denn das Nichtschöne ist darum noch nicht häßlich); sondern sie besteht in derjenigen sinnlichen Beschaffenheit eines Objekts, vermöge welcher dasselbe unmittelbar in der Anschauung den dem uninteressirten Wohlgefallen gerade entgegengesetzten Ein-

Eindruck des Misfallens, der Unlust und des Ekels hervorbringt.

So viel vom Schönen überhaupt. Nun folgen einige Bemerkungen über das Große und Erhabene, über das Rührende und das Lächerliche, als die vorzüglichsten Quellen derjenigen Gemüthsrührungen, die sich bald mehr, bald weniger mit dem Wohlgefallen am eigentlichen Schönen verbinden, vornehmlich in so fern sie durch die Kunst auf eine solche Weise dargestellt werden, daß durch sie die Phantasie zu einem leichten Spiele in Harmonie mit dem Verstande belebt, und ihnen auf diese Art die Form der Schönheit mitgetheilt wird.

Vom Großen und Erhabenen.

§. 247.

Aesthetisch-groß überhaupt heißt in der Kritik des Geschmacks jedes sinnlich vorstellbare Objekt, welches seiner vorzüglichen Größe wegen an sich ohne Interesse gefällt. Es gefällt aber, indem es nicht nur die Kräfte des Gemüths, welches sich bemüht, den großen Gegenstand ganz zu fassen, anstrengt, erweitert und dadurch unterhaltend beschäftigt, sondern auch Bewundrung, Erstaunen, Achtung und Ehrfurcht, nebst andern ähnlichen Gemüthsbewegungen, erweckt, zumal, wenn dessen Eindruck durch Neuheit, Kontrast,

trast, das Unerwartete, Wunderbare, u. d. gl. noch verstärkt wird. — Da alle Größe entweder extensiv oder intensiv ist, d. i. entweder in Ausdehnung oder in Kraftäusserung besteht; so wird das ästhetisch-Große in das mathematisch-Große und in das dynamisch-Große eingetheilt. Ein Gegenstand, der in dem Grade ästhetisch-groß ist, daß er gar nicht als ein Ganzes kann übersehen werden, heißt ästhetisch-unermeßlich.

Das Große, wovon hier geredet wird, ist nicht Gegenstand der logisch-mathematischen Größenschätzung, wo eine Extension, (z. B. eine Provinz) vermittelst der Begriffe von Zahlen, (hier nach Quadratmeilen) bestimmt wird, sondern der ästhetischen oder anschauenden Größenschätzung, welche bey sichtbaren Gegenständen durch Anschauung, vermittelst des sogenannten Augenmaaßes, bey nicht sichtbaren, vermittelst der bloßen Vorstellung in der Phantasie geschiehet. — Um die Größe eines Gegenstandes ästhetisch zu bestimmen, wird erfordert, daß man denselben — er mag uns nun selbst vor Augen stehen, oder dessen Vorstellung nur der Phantasie vorschweben — nicht nur nach allen seinen Theilen fasse, sondern ihn auch als ein anschauliches Ganzes zusammenfasse und mit einem Blicke übersehe. Was aber seiner Größe wegen nicht als ein Ganzes gefaßt und in einem Bil-

Bilde von der Phantasie kann vorgestellt werden, ist ästhetisch-unermeßlich.

§. 248.

Mathematisch-groß (eigentlich, ästhetisch-mathematisch-groß) ist alles, was eine solche Extension im Raume oder in der Zeit hat, daß es entweder nur mit großer Anstrengung und gleichsam mit mühsamer Erweiterung der Vorstellkräfte, oder — gar nicht als ein Ganzes kann zusammengefaßt werden. Was sich nur mit Mühe als ein Ganzes vorstellen läßt, heißt schlechthin das ästhetisch-mathematisch-Große; was mit aller Anspannung der Vorstellkräfte doch nicht als ein Ganzes kann zusammengefaßt werden, d. i. das ästhetisch-mathematisch-Unermeßliche, wird das mathematisch-Erhabene genennt.

Beispiele des schlechthin ästhetisch-mathematisch-Großen: ein hohes weit ausgedehntes Gebirge; eine weit ausgebreitete, vor uns liegende Gegend; eine lange Zeit rc. rc. wo aber die Größe doch nicht von der Art ist, daß sie nicht als ein Ganzes vorgestellt werden könnte. Beispiele des mathematisch-Erhabenen: eine Aussicht, worin sich das Auge verliert, z. B. über das unbegränzte Meer; der unermeßliche Himmelsraum; eine gränzenlose Höhe oder Tiefe; die Vorstellung der Ewigkeit.

Der

Der Eindruck des mathematisch-Grossen ist um so stärker, und das Gemüth wird um so mehr gereizt, den Gegenstand, wo möglich, ganz zusammenfassen, je mehr dessen einzelne vorzüglich in die Augen fallende Theile eine zu dem Ganzen verhältnißmäßige Größe haben. Beispiel: ein Berg, der dem Auge einzelne große Felsenmassen darstellt, eine Stadt, in der sich zwischen den Tempeln und Pallästen große Gruppen kleinerer Gebäude zeigen.

§. 249.

Jede Anschauung eines mathematisch grossen Gegenstandes fordert das Gemüth auf, denselben als ein ganzes zusammenzufassen (§. 247.); hierdurch veranlaßt sie eine lebhafte Geschäftigkeit der Vorstellungskraft, welche schon an und für sich selbst unterhaltend ist, und oft durch mancherlei hinzukommende Ideen noch anziehender wird. (§. 241.)

Wer fühlt es nicht, wie bey dem Anblicke eines neuen großen Gegenstandes sich die Vorstellungskraft gleichsam ausdehnt und über den gewohnten Kreis erhebt, um das ganze Objekt der Anschauung in Eins zusammenzufassen?

§. 250.

Die Anschauung des mathematisch-Erhabenen, das wegen seiner für Augenmaaß und Einbildungskraft unermeßlichen Ausdehnung nicht als ein Ganzes zu einem Bilde vorgestellt wer-

werden kann, bewirkt zwar vermittelst des Bewußtseyns dieses unsers sinnlichen Unvermögens ein Gefühl der Unlust: zu gleicher Zeit aber nehmen wir mit Zufriedenheit wahr, daß wir das alle Gränzen der Sinnlichkeit weit übersteigende Vermögen der Vernunft besitzen, jedes ästhetisch-Unermeßliche, so wie die gesammte Natur, als ein Ganzes — zwar nicht vorzustellen, aber doch zu denken. Dieses Vermögen ist uns der sicherste Beweis von der übersinnlichen Natur unsers Geistes; das Bewußtseyn desselben erhebt wieder das durchs Gefühl seiner Eingeschränktheit niedergeschlagene Gemüth und eröffnet ihm in dem Gedanken an seine erhabenen Anlagen und in der wenigstens dunkeln Ahndung seiner überirdischen Bestimmung eine reiche Quelle Geist und Herz belebender Gefühle.

Dasjenige, was den Namen des Erhabenen eigentlich verdient, ist, genau zu reden, nicht sowohl das ästhetisch-unermeßliche Objekt, als vielmehr die durch dessen Anschauung veranlaßte Gemüthsstimmung nebst den damit zusammenhängenden Gefühlen, welche die Seele desto lebhafter bewegen, da sie aus Lust und Unlust zusammengesetzt sind: das Gemüth befindet sich gleichsam in einem Zustande der Erschütterung, indem es sich wechselsweise durch die Wahrnehmung seiner Beschränktheit und Schwäche gedemüthigt, und durch das Bewußt-

seyn

seyn seiner höhern Kraft und Würde wieder erhoben fühlt. — Die hier entwickelten Ideen und Gefühle sind oft zwar nur sehr dunkel vorhanden: daß sie es aber wirklich seyen, die der Vorstellung des mathematisch-Erhabenen (z. B. der unbegränzten Zeitdauer, der Dauer des menschlichen Geschlechts, des unermeßlichen Himmelsraums, u. d. gl.) soviel Kraft mittheilen, das Gemüth im Innersten zu bewegen, das mag einen jeden die aufmerksame Beobachtung seiner selbst lehren.

§. 251.

Jeder sinnlich-wahrnehmende Gegenstand, der eine intensive Größe ankündigt, die nicht nur das Gewöhnliche, sondern alle unsre Fassungskraft übersteigt, oder doch nur mit äusserster Anstrengung derselben kann vorgestellt werden, gehört ins Gebiet des dynamisch-Großen (eigentlich, des ästhetisch-dynamisch-Großen) überhaupt. Dieses theilt sich in das physisch- in das intellektuell- und in das moralisch-dynamisch-Große.

Physisch-dynamisch-groß ist alles, was einen hohen Grad von physischer Stärke, Gewalt, Heftigkeit, Geschwindigkeit, oder zerstörender Kraft, u. d. gl. wahrnehmen läßt, z. B. Stürme und Ungewitter, Erdbeben und Vulkane, ein erschütternder Schall, wie der rollende Donner einer Kanonade; desgleichen hef-

heftige Ausbrüche starker Leidenschaften, des Zorns, der Nachgierde, der entrüsteten Verzweiflung und überhaupt jedes Pathos. — Unter dem intellektuell dynamisch-Grossen versteht man seltene Geistesvorzüge, als bewundernswürdige Weisheit in tief durchdachten, weitumfassenden Planen, in Regierung eines Staats, hohe wissenschaftliche Kultur, kurz, seltene Verstandesvollkommenheiten, in so fern sie sich entweder auf eine sinnlich-wahrnehmbare Art äussern, (z. B. durch erstaunenswürdige Kunstwerke) oder sinnlich dargestellt werden (z. B. vermittelst allegorischer Gemälde, des tropischen Styls, u. d. gl.) — Moralisch-dynamisch-groß ist jede in Worten, Minen, Gebärden und Handlungen wahrnehmbare Aeusserung eines hohen Grades von Tugend, Muth und Enthusiasmus für's Gute, edle Uneigennützigkeit und Großmuth, Patriotismus, desgleichen freiwillige Ueberhebung von manchen sinnlichen Bedürfnissen aus Grundsätzen Neigung zur Einsamkeit, weil man sich selbst genug ist, nicht weil man die Menschen scheut, oder gar haßt u. s. w.

§. 252.

Jede Gattung des ästhetisch-dynamisch-Großen versetzt nicht nur, wie das mathematisch-Große, das mit Bewunderung oder Erstaunen erfüllte Gemüth, vermittelst der Aufforderung, den großen Gegenstand ganz zu fassen

und

und zu begreifen, in lebhafte Bewegung, (§. 249.) sondern die Betrachtung des intellektuell- und moralisch-Großen erweckt noch überdas Hochschätzung so seltener Vorzüge des Geistes und Herzens, verbunden mit inniger Hochachtung gegen die menschliche Natur überhaupt, die solcher Größe fähig ist, mit dem Gefühle einer edlen Nacheiferung und endlich mit derjenigen Art von Selbstzufriedenheit, die aus dem bloßen Bewußtseyn, daß wir für das, was eigentlich den Adel und die Würde der Menschheit ausmacht, wenigstens Sinn und Empfindung haben, entspringt; — ein Bewußtseyn, das uns bey dem niederschlagenden Gefühle unsrer eigenen Schwächen und Unvollkommenheiten wieder einigermassen aufrichtet und beruhigt.

Ernste, oft sehr gemischte Rührungen sind also das Charakteristische in den Wirkungen jeder ästhetischen Größe, sowohl der mathematischen, als der dynamischen.

§. 253.

Insofern das ästhetisch-dynamisch-Große das Gemüth zum lebhaften Bewußtseyn seiner höhern übersinnlichen Vermögensarten (der Vernunft, Freiheit, Sittlichkeit) hinaufstimmt, oder auf die dem menschlichen Geiste über alles wichtigen und heiligen Ideen von Moralität,

tät, Gottheit und Unsterblichkeit hinleitet, insofern heißt es das dynamisch-Erhabene, welches sich wieder in das physisch- in das intellektuell- und in das moralisch-dynamisch-Erhabene eintheilt.

Intellektuell-erhaben ist die sichtbare Welt, insofern sie auf die Idee eines allweisen Schöpfers führt. — Moralisch erhaben ist jede Aeusserung sittlich guter Gesinnungen, welche den lebhaften Gedanken an die höhere Natur und Bestimmung vernünftiger Wesen erweckt, und Achtung gegen die Tugend abnöthiget; z. B. die edle Standhaftigkeit eines Regulus: vergl. was (§. 251.) von dem moralisch-Großen überhaupt ist gesagt worden.

Das dynamisch-Erhabene ist also eine Gattung des dynamisch-Großen, wie das mathematisch-Erhabene eine Gattung des mathematisch-Großen ist.

§. 254.

Auch das physisch-dynamisch-Grosse kann uns zu Gedanken an unsre höchste Bestimmung und zum lebhaften Gefühle unsrer übersinnlichen Vermögensarten veranlassen, und insofern physisch dynamisch-erhaben werden. Hierüber ist folgendes zu bemerken. Alle Gegenstände, die uns, entweder in ihren Ursachen, oder in ihren Aeusserungen und Wirkun-

kungen, eine Macht, welche sehr große Hindernisse zu überwältigen im Stande ist, anschaulich vor Augen stellen, pflegen uns, wenn wir uns auch gleich selbst in Sicherheit befinden, dennoch furchtbar zu erscheinen. Sie sind uns aber furchtbar, insofern wir uns in den Fall denken, daß wir uns genöthigt sähen, jener übermächtigen Gewalt Widerstand zu leisten, wodurch wir uns denn der augenscheinlichsten Gefahr unterzuliegen aussetzen würden. So niederschlagend nun in diesem Falle das Gefühl unsrer physischen Ohnmacht ist, welches aus dem Bewußtseyn entsteht, daß jeder versuchte Widerstand bey weitem vergeblich seyn würde, so sehr wird das Gemüth wieder erhoben, wenn wir in unserm vernünftig-freien Willen ein Vermögen wahrnehmen, uns selbst von dem physisch-Unwiderstehlichen gewissermassen unabhängig zu erhalten. Wenn wir nehmlich den Fall setzen, daß wir uns in der Nothwendigkeit befänden, entweder unsern höchsten sittlichen Grundsätzen, und mit ihnen der Würde unsrer vernünftigen Natur zu entsagen, oder uns jener Macht, die der furchtbar-erhabene Gegenstand ankündigt, zu widersetzen; so werden wir in uns einer Kraft gewahr, uns, als nicht ganz von der physischen Welt abhängende Wesen, über alles, was die Natur Schreckliches hat, in gewisser Rücksicht zu erheben, d. i. bey unsern einmal an-

genommenen Grundsätzen, trotz jeder drohenden Gefahr, standhaft zu beharren, und lieber alles zu wagen und dahin zu geben, als unsre Pflichten und den Adel der Menschheit in uns zu verläugnen. Das Bewußtseyn dieser Freiheit und Unabhängigkeit unsers vernünftigen Willens überzeugt uns, daß wir nicht blos sinnliche, lediglich durch Hoffnung und Furcht zu leitende Geschöpfe, sondern Wesen von einem weit höhern Range sind; es erhebt uns zu dem großen Gedanken, daß nichts von allem dem, was unsrer irdischen Existenz Gefahr und Vernichtung drohet, den bessern und edlern Theil unsrer Person verletzen könne. — In dem hier Gesagten liegt gewiß eine der vornehmsten Ursachen, warum gewisse furchtbar erhabene Gegenstände (z. B. Orkane Ungewitter, u. d. gl.) für Gemüther, in denen sich eine gewisse Vertraulichkeit mit moralischen Ideen und eine lebhafte Phantasie mit einander verbinden, so viel anziehendes haben, und sie oft sogar mit begeisterndem Wohlgefallen erfüllen, ob man sich gleich der ersten Gründe desselben nicht immer deutlich bewußt ist.

Wenn wir uns einer übermächtigen, Zerstöhrung dronenden Gewalt nicht wirklich ausgesetzt sehen; so fürchten wir uns eigentlich nicht, sondern wir stellen uns dieselbe nur als furchtbar vor, indem wir es versuchen, uns

uns die Gefahr, vor der wir übrigens sicher sind, als wirklich zu denken. Selbst dieses Analogon von Furcht hat, als ein abwechselndes Spiel der Gefühle, etwas sehr unterhaltendes; wie wenn wir z. B. einen Meeressturm vom Ufer betrachten, oder uns in Gedanken auf ein Schlachtfeld versetzen. Zu diesem Spiele gesellen sich dann, in dem Maaße, in welchem der Mensch durch Anlagen und Ausbildung zur Sittlichkeit gestimmt ist, jene sich auf Moralität, Religion und höhere Menschenwürde beziehenden Ideen und Empfindnisse, um welcher willen das physisch-dynamisch-große Objekt erhaben genennt wird. Genau zu reden, ist es also auch hier nicht der furchtbare Gegenstand, sondern die durch denselben, vermittelst der sich ihm beigesellenden Vorstellungen und Gefühle, hervorgebrachte Gemüthsrührung, welcher das Prädikat des Erhabenen eigentlich zukommt (vergl. §. 250.) — Noch ist zu bemerken, daß ein Zustand ruhiger Betrachtung erfordert wird, wenn sich die Gefühle des Erhabenen durch Reflexion in der Seele entwickeln sollen. Wo man sich wirklich in Gefahr befindet und sich im Ernste fürchtet, (wie wenn man selbst vom Sturm auf den Meereswellen umhergeschleudert, oder einer feuerspeienden Batterie entgegen geführt wird), da haben jene Gefühle nicht wohl Statt.

Aus dem bisher Gesagten ist begreiflich, warum Furchtlosigkeit und ein im Dienste der Pflicht bewiesener Heldenmuth jedermann die tief-

tiefste Bewunderung und die innigste Hochachtung abnöthigen. Es läßt sich nichts moralisch-erhabners denken, als ein Mensch, der nicht erschreckt, vor keiner Gefahr, die ihm bey Erfüllung seiner Pflichten in den Weg kommt, zurückbebt oder weicht, sondern in dem, was er einmal angefangen hat, mit ruhig-besonnener Standhaftigkeit fortfährt, sollte auch am Ende seine physische Kraft den ihn bestürmenden Widerwärtigkeiten unterliegen. Ein solcher Mensch stellt uns durch sein Beispiel die Hoheit und Würde, zu der wir, als vernünftig-sittliche Wesen, alle bestimmt sind gleichsam anschaulich vor Augen. Daher das Erhabene, welches viele kriegerische Scenen, (z. B. der Tod eines Epaminondas, eines Wolfs, u. s. w.) ja der Krieg überhaupt, wenn er mit Ordnung geführt wird, an sich hat; daher endlich auch die selbst bey gesitteten Völkern vorzügliche Hochachtung für den tapfern und zugleich menschlich-gesinnten Krieger.

Endlich bemerke man noch, daß nicht alles Furchtbare auch erhaben ist: nur das mathematische oder dynamisch-Große, insofern es zugleich furchtbar ist, verdient diesen Namen. Ein Zimmer voll Pestkranker ist furchtbar und Gefahr drohend genug, aber nicht erhaben: ein Bombardement, oder eine Bataille ist zugleich erhaben.

§. 255.

§. 255.

Oft finden sich mehrere Arten des Großen oder Erhabenen in einem Gegenstande vereinigt. Das unermeßliche vom Sturme durchwühlte Weltmeer, ungeheure, den Einsturz drohende Felsen, wie auch die vom wirklichen Einsturze derselben, oder von den Zerstörungen eines Erdbebens übrig gebliebenen unordentlich durcheinander liegenden Trümmer, sind mathematisch- und physisch-dynamisch-erhaben zugleich. Das intellektuell- und mathematisch-Erhabene findet sich beisammen in der Vorstellung des durch die höchste Weisheit eingerichteten und regierten Weltalls. — Gegenstände, in welchen Schönheit mit Größe oder Erhabenheit verbunden erscheinet, heißen prächtig, z. B. viele Werke der Baukunst, Siegespforten, Illuminationen, die Aussicht über eine schöne und zugleich unbegränzte Landschaft, der gestirnte Himmel, die am heitern Horizonte aufgehende Sonne, rc.

Es verknüpfen sich mit dem Großen und Erhabenen, wie mit dem Schönen (vergl. §. 241.) oft noch allerhand bald näher bald entfernter verwandte anziehende Vorstellungen und Empfindnisse von ernster und schauerlicher Art. Wie gern verweilt man bey der Betrachtung weiter Einöden, dunkler, zu schwermüthigem Nachdenken einladender Wälder, Gebüsche und

Thä-

Thäler, wo tiefe Stille herrscht, grosser Ruinen von ehemals berühmten Schlössern, Klöstern und Städten, regellos aufgethürmter oder unordentlich durch einander liegender Felsenmassen! Wie mannigfaltig und unterhaltend ist das Spiel, in das eine lebhafte Einbildungskraft und, durch diese, die innern Gefühle bey dem Anblicke dieser und tausend ähnlicher Gegenstände gerathen! Und was anders macht diese so anziehend, als die sich ihnen associirenden Ideen und Empfindungen?

Gefühle, Gemüthsbewegungen und Affekten, welche erhabene Gegenstände haben, oder mit Empfindungen des Erhabenen gemischt sind, heißen selbst erhaben. So giebt es eine erhabene Liebe, eine erhabene Hoffnung und Freude, ein erhabenes Entsetzen, u. d. gl.

§. 256.

Die Menschen stimmen in Ansehung des Wohlgefallens am Großen und Erhabenen weniger überein, als in der Beurtheilung des eigentlichen Schönen. Dann ausserdem, daß die Begriffe vom Großen, Neuen, Wunderbaren, u. s. w. sehr relativ sind so setzt das Gefühl des Erhabenen auch weit mehr Kultur der Gemüthskräfte, besonders der sittlichen Vermögensarten, größern Reichthum an Ideen, mehr Feuer der Einbildungskraft, mehr Stimmung für ernste Empfindungen und Affekten voraus, als die Lust

am

am Schönen. Wem es an den genannten Eigenschaften fehlt, dem wird manches entweder unbedeutend, oder blos schrecklich und gräßlich erscheinen, was in gebildetern Gemüthern die interessantesten, oft die seelenerhebensten Gefühle erweckt.

Die gewöhnlichen Fehler gegen das Große und Erhabene sind: 1) das Schwülstige, (in den redenden Künsten Phöbus Bombast genannt) oder diejenige Art des Unschicklichen, wo die Kunst sich höher zu erheben sucht, als dem Gegenstande angemessen ist; 2) das Niedrige, Platte, Kriechende, wenn der Künstler, anstatt sich zu erheben, bis zum Alltäglichen, Gemeinen, oder gar unter dasselbe herabsinkt. Beide Fehler haben ihren Grund in dem Mangel der Begeisterung.

Vom Rührenden.

§. 257.

Rühren heißt, innere Gefühle und deren höhere Grade, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften hervorbringen. Ich kann aber einen Andern rühren, entweder 1) indem ich ihm den Gegenstand, der die beabsichtigte Gemüthsbewegung zur natürlichen Folge hat, in der Wirklichkeit, oder in einer künstlichen Darstellung, vergegenwärtige; oder 2) indem ich ihm den natürlichen Ausdruck der in ihm zu erregenden Leidenschaft, in meiner eigenen, oder in einer

einer fremden Person vor Augen stelle, wodurch dann sein Gemüth sympathetisch zu gleicher Leidenschaft gestimmt wird.

Aus der verfehlten Absicht zu rühren entsteht der Frost; z. B. eine frostige Rede, ein frostiges Gedicht.

§. 258.

Da einige Gefühle und Gemüthsbewegungen sanft, andere stark und heftig sind; so theilt sich das Rührende in das sanft-Rührende und in das stark-Rührende, oder Pathetische. — Im Gebiete des Erstern liegen theils alle Gefühle, die ihrer Natur nach immer sanft und gemäßigt sind, als Zufriedenheit, Dankbarkeit, Zärtlichkeit, Hoffnung, Sehnsucht, Mitleiden, u. s. w. theils die geringern Grade jedes andern Affekts, z. B. der Reue des Kummers, der Freude, der Traurigkeit, u. d. gl. — Ins Gebiet des stark-Rührenden, Pathetischen gehören alle Leidenschaften, die das Gemüth nicht mäßig bewegen, sondern heftig erschüttern, z. B. Schrecken, Entsetzen, Abscheu, heftiger Schmerz, Verzweiflung, u. s. w.

Oft steigt das Pathos bis zum Erhabenen, und erweckt innige Bewunderung und Hochachtung. Hierher gehören z. B. fester Muth in gefahrvollen Unternehmungen zur Rettung des Vaterlandes; hohes Vertrauen auf die Vor-

se-

sehung, ꝛc. ꝛc. Auch das sanft Rührende ist zuweilen sehr erhaben, z. B. gelassene Großmuth bey harten Beleidigungen; stille Gedult in schweren Leiden, ꝛc. — Wenn der blos erkünstelte Ausdruck starker Leidenschaften bis zur Vernichtung aller Natur und Wahrheit und gleichsam bis zur Wuth getrieben wird; so entsteht diejenige Art des Frostes, welche Parenthyrsus heißt.

§. 259.

Alles Rührende und Leidenschaftliche in Natur und Kunst, alles, was Gefühle ausdrückt und bewirkt, hat eine große und ausgebreitete Herrschaft über die menschlichen Gemüther. Es gefallen aber nicht nur diejenigen Gemüthsbewegungen, die an sich angenehm sind und die Seele aufheitern, als Freude, Hoffnung; sondern gar oft auch solche, die sonst an sich unangenehm sind und das Gemüth niederschlagen oder beunruhigen, als Mitleiden, traurige Schwermuth u. d. gl. Der Grund dieser Erscheinung liegt vorzüglich darin, weil jene obgleich an sich beunruhigenden Gefühle, zumal, wenn sie gemischter Natur, oder durch die Kunst hervorgebracht sind, doch dem Gemüthe, eine Zeitlang wenigstens, zu einer unterhaltenden Beschäftigung dienen, und durch ihr abwechselndes Spiel die Kräfte desselben in eine lebhafte und gefallende Bewegung versetzen, (vergl. §. 271.)

Vom Lächerlichen.

§. 260.

Jede unerwartete, plötzlich auffallende Ungereimtheit, in Dingen, die keine große Wichtigkeit haben, erregt das Gefühl des Lachens, und heißt deswegen lächerlich, komisch.

Eine Ungereimtheit ist eine deutlich in die Augen fallende Abweichung von einer bekannten Analogie, oder allgemein befolgten Regel im Denken, Empfinden, Reden, in Sitten, Gebärden, Stellungen, Handlungen, u. d. gl. Solche Abweichungen müssen von unwichtigen Seiten erscheinen, wenn sie lächerlich seyn sollen. Uebertretungen der Gesetze der Sittlichkeit erregen Mißvergnügen oder Abscheu, und Abweichungen von den Regeln der Klugheit in wichtigen Dingen, so wie alles, was für das menschliche Wohl und Wehe bedenkliche Folgen hat, verursachen Besorgniß oder Mitleiden, nicht Lachen. Auch darf das, was lächerlich seyn soll, nicht etwa durch Ideenadsociation ernste Gefühle, als Furcht, Mitleiden, u. dgl. erwecken. Da aber in Ansehung des Hanges zu solchen Gemüthsbewegungen eine große Verschiedenheit unter den Menschen Statt findet; so erhellet schon hieraus, daß in Rücksicht auf das Gefühl des Lächerlichen die menschlichen Gemüther sehr verschieden gestimmt seyn müssen.

§. 261.

Es darf ein widersinniger Gegenstand oder Auftritt nicht eben lautes Lachen, sondern nur das innere Gefühl des Lachens erregen, um komisch zu heißen. Jede plötzlich und unerwartet wahrgenommene Ungereimtheit bringt ein lebhaftes Spiel der Vorstellungen, und vermittelst desselben ein behagliches Spiel der Lebenskräfte im Körper hervor, welches Aufheiterung und Munterkeit des Gemüths zur Folge hat. Erreicht dieses belebende Spiel einen etwas hohen Grad; so bricht es in wirkliches Lachen aus, welches dann zu einer theils angenehmen, theils gesunden Leibesbewegung dient.

Das Lächerliche ist nicht nur eine Quelle des Vergnügens, sondern es läßt sich im Lustspiele, in der Satyre, u. s. w. auch ein sehr nützlicher Gebrauch davon machen. — Was die Absicht, Lachen zu erregen, verfehlt, heißt matt, abgeschmackt, läppisch.

Das Komische wird eingetheilt: 1) in das edle Komische, welches sich nie weit von den Sitten und der Denkungsart der gebildetern Stände eines Volks oder eines Zeitalters entfernt: hierher gehört besonders das heroische Komische, wenn kleine, unwichtige oder gar niedrige Gegenstände mit einem gewissen Pompe zur Schau gestellt, z. B. im höhern Dichterstyle besungen werden, wie im komischen Heldengedichte; 2) in das nie-

dri-

drige Komische, welches durch völlige Abweichung von den Sitten und der Sprache der gebildetern Stände den höchsten Grad des Lächerlichen erreicht, z. B. Possenspiele, Travestirungen, rc.

§. 262.

Das Lächerliche ist mit sanfter Rührung verbunden, im Naiven. Das Naive ist der höchst natürliche Ausdruck unschuldiger Offenherzigkeit in Minen, Gebärden und Worten, die mehr von sich verräth, als sie verrathen will: sie giebt sich blos, ohne es selbst zu wissen, weil sie mit der Mode und Verstellungskunst der feinen Welt nicht bekannt genug ist, um gewisse Schwachheiten, als Eitelkeit, Liebe u. d. gl. künstlich zu verbergen. Das Naive erregt, als unerwartete, auffallende, Abweichung von den Regeln der feinen Lebensart, das Gefühl des Lachens, in welches sich aber ein Wohlgefallen an diesem Ausbruche der dem menschlichen Herzen natürlichen Offenheit und Lauterkeit und innige Hochschätzung gegen diese ursprüngliche Anlage zur Aufrichtigkeit zu mischen pflegt.

Beispiel des Naiven: Gellerts Fickchen, das 14 Jahre und 7 Wochen alt war. — Die blos nachgeahmte naive Treuherzigkeit, wobei man die Absicht hat, Einen zu verspotten, heißt das Schalkhafte; wie wenn man z. B. unter dem Scheine, als wolle man Einen entschul-

schuldigen, ihn nur noch mehr dem Gelächter preis giebt.

§. 263.

Endlich ist auch die Laune (Humour) eine ergiebige Quelle des Lächerlichen. Man versteht aber unter der Laune theils die Gabe, etwas Lächerliches mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit zu sagen oder zu thun, wo denn das Komische durch den Kontrast mit dem scheinbaren Ernste sehr erhöhet wird; theils das Talent, sich in eine gewisse originelle Gemüthsstimmung zu versetzen, worin alle Dinge ganz anders, als gewöhnlich, doch immer jener herrschenden Stimmung gemäß erscheinen und beurtheilet werden.

Wer unwillkührlich solchen sonderbaren Umstimmungen des Gemüths unterworfen ist, heißt ein launischer — wer aber die Gabe besitzt, sich willkührlich in dergleichen Gemüthsdispositionen zu versetzen, ein launigter Mensch.

Von den schönen Künsten überhaupt.

§. 264.

Die Kunst, in der weitesten Bedeutung, wird der Natur entgegengesetzt. Die Erstere bringt ihre Werke durch vernünftigen und willkührlichen Gebrauch der Kräfte hervor; die Leztere erzeugt ihre Wirkungen und Produkte durch unwillkührliche Thätigkeit der Kräfte. Ein

Haus

Haus ist ein Kunstwerk, ein Baum ein Naturprodukt.

Man unterscheidet Kunst und Wissenschaft. Diese ist ein Werk des theoretischen Vermögens, und bestehet in Kenntnis, im Wissen; jene gehört dem praktischen Vermögen zu, und ist die Geschicklichkeit, etwas wirklich zu machen, zu Stande zu bringen.

§. 265.

Diejenigen Künste, welche Nutzen und Bequemlichkeit zur Absicht haben, heißen mechanische Künste; die, welche Vergnügungen, die nicht ins Gebiet des ästhetischen Geschmacks gehören, unmittelbar bezwecken, blos angenehme Künste. Von beiden müssen die schönen Künste unterschieden werden, welche uninteressirtes Wohlgefallen, Geschmacksbelustigung, durch Hervorbringung schöner Produkte zur unmittelbaren Absicht haben.

Zu den angenehmen Künsten gehören ausser denen, die eigentlichen Genuß, z. B. die Vergnügungen der Tafel, zum Zwecke haben, auch die, welche angenehmen Zeitvertreib gewähren, z. B. die meisten Spiele, die Jagd, u. d. gl. — Oft verbinden sich die schönen Künste mit den mechanischen oder angenehmen Künsten, um die Produkte dieser letztern blos zu verschönern. Hiervon weiter unten.

Der Ausdruck schöne Wissenschaften bedeutet bald die sogenannte Theorie des Schönen,

nen, Kritik des Geschmacks; bald die schönen redenden Künste im Gegensatze mit den übrigen; bald (und diese Bedeutung ist die vernünftigste) diejenigen Kenntnisse und Wissenschaften, die den schönen Künsten zur nöthigen Grundlage und Vorbereitung dienen, und theils zur richtigen Beurtheilung, theils zur Hervorbringung schöner Kunstwerke erforderlich sind, mit einem Worte, die sogenannten humaniora, z. B. Kenntniß der Geschichte, der Alterthümer, Sprachen, Belesenheit in den klassischen Schriften, rc.

§. 266.

Um unmittelbares unintereſsirtes Wohlgefallen zu bewirken, bringen die schönen Künste hervor: 1) Produkte, die, ohne etwas darzustellen oder zu bedeuten, durch ihre bloße Form, Farbenmischung, Anmuthigkeit der Töne, u. d. gl. an sich gefallen, z. B. mancherlei Verzierungen in der Baukunst, viele Musikstücke rc.; 2) Nachahmungen des Schönen in der Natur; 3) Darstellung von sinnlichen Gegenständen, die in der Natur keine Schönheit haben; 4) sinnliche Darstellung des Unsinnlichen. — Viele Kunstwerke gehören in mehrere dieser vier Klassen zugleich.

§. 267.

Die zweite Klasse begreift ausser den Nachahmungen schöner Naturgegenstände, (z. B.

Gemälden, oder dichterischen Schilderungen schöner Landschaften) auch die nachahmenden Darstellungen schöner Kunstwerke (z. B Zeichnungen schöner Palläste, Tempel, Städte), desgleichen blos erdichtete Schönheiten, wie auch Verschönerung des Wirklichen durch Vereinigung der in der Natur zerstreuten Schönheiten, welches z. B. in der Lustgärtnerei geschieht.

In die dritte Klasse gehört jede durch ihre Wahrheit und Lebhaftigkeit an sich gefallende Darstellung solcher Natur- und Kunstprodukte, die an sich keine Schönheit haben, sondern oft gleichgültig, oft sogar unangenehm, widrig und häßlich sind. Auch hier schränkt sich die Kunst nicht auf das Gebiet des Wirklichen ein, sondern das ganze Reich der Möglichkeit steht ihr zum Gebrauche offen.

Beispiele zur 3ten Klasse: Abbildungen häßlicher Thiere oder Ungeheuer, z. B. der Furien; dichterische Beschreibungen von Seuchen, gräßlichen kriegerischen Auftritten, grausamen, schändlichen Handlungen; Darstellungen der Leidenschaften durch Minen und Gebährden, oder durch die Schilderung ihrer Ausbrüche und Wirkungen.

Diejenigen Künste, die sich der Natur und Wirklichkeit am meisten nähern, (z. B. die Bildhauerkunst) vertragen sich am wenigsten mit

der

der nachahmenden Darstellung des Widrigen und Häßlichen. — Das Ekelhafte bleibt von der Darstellung durch die Kunst gänzlich ausgeschlossen.

§. 268.

Die vierte Klasse enthält jede künstliche Versinnlichung des an sich Unsinnlichen und Uebersinnlichen dieses sey angenehm oder unangenehm, gut oder böse; z. B. sinnliche Darstellungen von Tugenden und Lastern, Gemüthszuständen, Eigenschaften der Gottheit oder der menschlichen Seele, allgemeinen Wahrheiten, Lehren der Klugheit und Sittlichkeit ꝛc. — Die Kunst bedient sich hierzu der sogenannten ästhetischen Ideen, d. i. sinnlicher Vorstellungen, die mit dem Unsinnlichen, das abgebildet werden soll, gewisse leicht zu entdeckende Aehnlichkeiten oder Analogien haben: an diese knüpfen sich dann gewöhnlich mancherlei zum Theil sehr unentwickelte Nebenvorstellungen und Gefühle, welche das Gemüth beleben und ihm eine unterhaltende freie Beschäftigung gewähren.

Beispiele zur 4ten Klasse: die allegorischen Gemälde; die sogenannten Attribute in den bildenden Künsten und in der Poesie; die Allegorie, Methapher, Personendichtung, das Gleichniß und überhaupt die bildliche Einkleidung, wodurch die redenden Künste eine Menge allgemeiner Ideen, als Religion, Unglauben, Aber-

glauben, die göttlichen Vollkommenheiten, die Ewigkeit u. s. w. gleichsam anschaulich darstellen.

Diese sinnliche Bezeichnung des Unsinnlichen vermittelst der ästhetischen Ideen macht ein Werk geistvoll. Sie giebt der Seele mehr zu denken und zu empfinden, belebt und beschäftigt die Gemüthskräfte mehr auf einmal, als jeder unbildliche Ausdruck. So führt z. B. die Vorstellung des Schlafs, als Bild des Todes, die angenehmen Nebenideen des Ausruhens, der Befreiung von allen Sorgen und Leiden, des frohen Erwachens, u. d. gl. m. mit sich.

§. 269.

Die schönen Künste führen also diesen Namen, nicht als ob sie blos das an sich Schöne in der Natur nachahmten, sondern weil sie Gegenstände jeder Gattung (das Schöne und Erhabene, wie das Nichtschöne und Häßliche, das Angenehme wie das Unangenehme, das Gute wie das Böse) auf eine an sich gefallende Art darstellen. Ihre Darstellungen gefallen aber an sich 1) wegen der unmittelbar belustigenden Eindrücke, welche manche dieser Kunstprodukte durch Formen, Farben, Töne, Bewegungen auf die Vorstellungskräfte machen; 2) wegen der Unterhaltung, die der bezeichnete schöne oder nicht-schöne Gegenstand für Phantasie, Witz, Sympathie, moralisches Gefühl mit sich führt, der aus oft zufälligen Ideenverknüpfungen entsprin-

springenden mannigfaltigen Reitze und Rührungen nicht zu gedenken; 3) wegen des Vergnügens, daß die Vergleichung des dargestellten Objekts und des darstellenden Kunstwerks und die Entdeckung der zwischen beiden sich findenden Aehnlichkeit gewährt; dies hat besonders bey der Versinnlichung des Unsinnlichen Statt, wo der Verstand, der das Unsinnliche denkt, und die sinnliche Vorstellungskraft, die das Kunstwerk anschaut bey der Gegeneinanderhaltung beider zu einem leichten harmonischen Spiele belebt werden; hierzu kommt noch 4) die Vorstellung von der Geschicklichkeit und Geistesvollkommenheit des Künstlers, die wir in seinem Werke mit desto größerm Vergnügen wahrnehmen und bewundern, je lebhafter wir uns der von ihm glücklich überwundenen Schwierigkeiten bewußt sind. — Ein Kunstwerk, in sofern es aus einem oder mehrern dieser Gründe das Gemüth leicht und spielend beschäftigt, gefällt an sich, ohne Rücksicht auf Brauchbarkeit und Nutzen, d. i. ohne Interesse, und führt also den Namen eines schönen Kunstwerks mit allem Rechte.

Der Satz, daß die schönen Kunstwerke ohne Interesse gefallen, verträgt sich gar wohl mit dem Interesse an der Kunst, das sie hervorbringen, (§. 238.).

Die Natur der verschiedenen schönen Künste bringt es so mit sich, daß einige mehr zur Darstellung des Gleichzeitigen taugen, z. B. die bildenden Künste, andere mehr zur Bezeichnung des Successiven, z. B. die Musik und die redenden Künste; in noch andern, z. B. in der Tanz- und Gebährdenkunst, können beiderlei Vorstellungsarten leicht mit einander verbunden werden.

§. 270.

Aus dem bisher Gesagten erhellet, daß die schönen Künste bald die wirkliche Natur blos nachahmen, bald zwar ihren Stoff aus derselben nehmen, diesen aber so bearbeiten und zusammensetzen, daß sie daraus gleichsam eine andere Natur, eine idealische Welt, doch nach einer gewissen Analogie mit der gegenwärtigen, erschaffen. Sie verschönern die Wirklichkeit, indem sie das Schöne, daß sich in der gegenwärtigen Welt zerstreut findet, sammeln und in einen Gesichtspunkt koncentriren; sie bilden die Erfahrung und die menschlichen Schicksale, wo sie ihnen zu alltäglich vorkommen, nach ihren Absichten um; sie stellen erdichtete Charaktere, Gesinnungen und Handlungen dar, durch Vereinigung mehrerer Züge, die sich in der wirklichen Welt nirgends so beisammen finden: kurz, sie verschmähen kein Mittel, das ihnen tauglich scheint, Phantasie, Witz und Gefühl in dem Grade zu beleben,

und in freien Schwung zu setzen, der ihrer jedesmahligen Absicht (diese sey bloße Belustigung oder Rührung) angemessen ist.

§. 271.

Um Gefühle, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften zu erregen, stellen die schönen Künste entweder den Gegenstand, der die beabsichtigte Gemüthsbewegung zur natürlichen Folge hat, lebhaft dar), z. B. durch Abbildungen, Beschreibungen); oder sie kopiren blos die Gefühle und Leidenschaften, ihrer Natur, ihrem Gang und ihren Abwechslungen nach, ohne den Gegenstand derselben darzustellen, (dies geschieht z. B. in der Musik und Gebährdenkunst); oder sie verbinden diese beiden Mittel der Rührung mit einander, (welches häufig vermittelst der redenden Künste, besonders im Schauspiele geschieht). Vergl. §. 257. — Hierbei ist wohl zu bemerken, daß Leidenschaften, die, wenn sie durch wirkliche Gegenstände erweckt werden, gewöhnlich unangenehm und beunruhigend sind, (z. B. Mitleid, Furcht, Schrecken rc.) so oft sie blos durch Kunst hervorgebracht werden, das Gemüth vielmehr angenehm zu unterhalten pflegen. Denn da man sich bewußt ist, daß man nicht Wirklichkeit, sondern bloße Nachahmung vor sich siehet; so ist es auch mit den dadurch erweckten

ten Gefühlen nie ganz Ernst; und diese wachsen daher auch nur bis zu einem sehr mäßigen Grade an, der eher geschickt ist, das Gemüth anziehend zu beschäftigen, als mißvergnügt zu machen. Vergl. §. 259. — Alles Ekelhafte muß von dieser künstlichen Nachahmung ganz ausgeschlossen bleiben.

§. 272.

Von den vorzüglichsten allgemeinen Eigenschaften, die alle schöne Kunstwerke haben müssen, berühren wir nur folgende: gröstmögliche Sinnlichkeit, worunter man nicht nur lebhafte Anschaulichkeit für die äussern Sinne und die Phantasie, sondern auch die Kraft, auf die innern Gefühle zu wirken, versteht; — Wahrheit, Richtigkeit der Schilderung, Aehnlichkeit der Darstellung mit dem Dargestellten, treue Nachahmung: es muß sogleich in die Augen fallen, was ein Kunstwerk eigentlich seyn, welche Art von Wesen es vorstellen soll: — bey Erdichtungen und Verschönerungen wird wenigstens Wahrscheinlichkeit, Analogie mit der Wirklichkeit erfordert; — Schicklichkeit, welche darin besteht, daß die ganze Manier der Einkleidung oder des Ausdrucks, der Verzierungen, kurz alles an einem Kunstwerke, durchs Gefühl der Angemessenheit zum Ganzen und zur Haupt-

ab-

absicht des Künstlers bestimmt sey; — Natürlichkeit, welche erfordert, daß alle Kunstregeln zwar mit genauer Pünktlichkeit, aber ohne Peinlichkeit, d. i. ohne Spur, daß die Gemüthskräfte des Künstlers in ihrer freien Thätigkeit durch Regeln eingeschränkt gewesen, befolgt werden; — edle Einfalt, d. i. kunstlose Zweckmäßigkeit und Abwesenheit alles übel angebrachten und überladenen Schmucks, aller Verzierungen und Verschönerungen, die sich entweder nicht zum Ganzen schicken, oder doch zuviel Kunst und Mühe verrathen.

Verzierungen sind kleine Theile eines sinnlichen Ganzen, die demselben blos zur Erhöhung des ästhetischen Vergnügens angehängt sind, folglich auch zur Noth wegfallen können, ohne daß das Ganze im Wesentlichen etwas verliert, z. B. verschönernde Beiwörter in den redenden Künsten, Laub- und Schnizwerk in der Baukunst. Die Verzierungen müssen nicht nur überhaupt mit weiser Sparsamkeit, sondern auch jedesmal so angebracht werden, daß sie mit dem Charakter und der Bestimmung des Ganzen gehörig harmoniren, und, wo möglich, einige Bedeutung und schickliche Nebenbegriffe mit sich führen.

Jedes schöne Kunstwerk muß in dem Betrachte Nachahmung der Natur seyn, daß es, wie wohl man weiß, es sey Kunst, doch wie Natur aussiehet, d. i. daß es scheint, das Genie

nie habe bey dessen Hervorbringung eben so wenig Regeln vor Augen gehabt, als die Natur, bey Hervorbringung ihrer Produkte, in ihrer freien Wirksamkeit, durch Kunstvorschriften eingeschränkt ist. Dieser Natürlichkeit ist die steife Regelmäßigkeit entgegengesetzt.

Die edle Einfalt ist vornehmlich bey der Darstellung des Großen und Erhabenen jeder Gattung, besonders des Erhabenen in Gefühlen und Gesinnungen, eine höchst nöthige Eigenschaft. Was an sich wichtig, groß und rührend ist, macht dann den tiefsten Eindruck, wenn es mit möglichster Lebhaftigkeit, Präcision und Stärke, aber ohne allen Schmuck, in seiner ganzen natürlichen Größe und Würde dargestellt wird. — Jedoch theilt auch zuweilen die Kunst einem mittelmäßigen Gegenstande dadurch eine gewisse Größe mit, daß sie ihn unter solchen Umständen (z. B. im Kontraste mit kleinen oder in Vergleichung mit anerkannt großen Objekten), oder von solchen Nebenvorstellungen begleitet erblicken läßt, die ihn oft ungemein heben. Aber auch dann wird die Kunst ihre Absicht desto gewisser erreichen, je geschickter sie sich zu verbergen und den Schein der einfältigen Natur anzunehmen weiß.

§. 273.

Ein Kunstwerk, daß die hier berührten und andere diesen verwandte Vollkommenheiten in sich vereinigt, wirkt eine solche Täuschung (Illu-

(Illusion), daß man nicht Nachahmung, sondern Natur, nicht künstliche Darstellung, sondern Wirklichkeit anzuschauen sich einbildet, wenigstens nicht daran denkt, daß man sich mit bloßem Scheine beschäftige. Wie wichtig bey schönen Kunstwerken diese Kraft zu täuschen, nicht nur zur angenehmen Unterhaltung, sondern auch besonders zur Rührung sey, fällt von selbst in die Augen.

Soviel von den schönen Künsten überhaupt: wir wollen nun jede derselben einzeln betrachten.

Eintheilung und besondere Betrachtung der schönen Künste.

§. 274.

Die schönen Künste werden am schicklichsten nach den Zeichen eingetheilt, deren sie sich als Mittel zur sinnlichen Darstellung bedienen. Diese sind theils natürliche, theils willkührliche Zeichen. Ein Zeichen heißt natürlich, (nachbildend) wenn sich zwischen ihm und der bezeichneten Sache ein durch die Natur selbst bestimmter sogleich in die Augen fallender Zusammenhang findet (wie z. B. zwischen gewissen Gebärden, Bewegungen, Tönen und den durch sie auszudrückenden Leidenschaften, oder zwischen einem Menschen und der ihm ähnlichen Zeichnung oder Statüe), willkührlich, wenn sich je-

ner

ner natürliche Zusammenhang zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten nicht findet, (wie z. B. zwischen Buchstaben und Wörtern und den durch sie anzudeutenden Vorstellungen).

Insofern die Natur und der Gang der Leidenschaften durch den Ton der Rede, durch Geschwindigkeit und Langsamkeit der Aussprache, u. d. gl. oder hörbare Gegenstände durch einen ihnen gewissermaßen ähnlichen Schall der Wörter ausgedrückt werden, insofern enthält die Sprache auch natürliche Bezeichnungsarten neben den willkührlichen.

§. 275.

Diejenigen schönen Künste, welche sich willkührlicher Zeichen zur sinnlichen Darstellung bedienen, sind die sogenannten redenden Künste: Dichtkunst und Beredsamkeit. Die natürlichenZeichen sind theils blos hörbar, wie in der Musik, theils sichtbar; und zwar sichtbar entweder durch Veränderungen im Raume in der Person des Künstlers, theils in Gebärden: Mimik, theils in willkührlichen Bewegungen: gemeine Tanzkunst, verbunden mit ausdrucksvollen Gebärden: höhere Tanzkunst; oder durch bleibende Gestalten ausser der Person des Künstlers, entweder durch Linien und Farben auf Flächen: Zeichnungskunst und Mahlerei, oder durch Körper; und

zwar theils zur bloßen Nachahmung natürlicher Körper: Plastik (Bildhauerkunst) theils zur Verschönerung der Natur oder mechanischer Kunstwerke: Baukunst und Gartenkunst.

§. 276.

Die schönen redenden Künste bedienen sich der Sprache zur sinnlichen Darstellung. Die Fertigkeit, überhaupt in jedem vorkommenden Falle von der Sprache einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen, ist die Wohlredenheit (guter Styl), wovon die Beredsamkeit und die Dichtkunst, die man unter den schönen redenden Künsten versteht, Gattungen sind. Diejenige Gattung der Wohlredenheit nehmlich, wobei man nicht blos die Absicht hat, durch deutliche Begriffe zu unterrichten oder zu überzeugen, sondern vorzüglich zu gefallen, zu rühren, zu überreden, und zu dem Ende die Gedanken sinnlich (für Phantasie, Witz und Gefühl) einkleidet, doch so, daß die Beschäftigung des Verstandes dabei noch immer Hauptzweck zu seyn scheint, heißt Beredsamkeit: derjenige noch höhere Grad der Versinnlichung durch die Rede, welcher das Spiel der Einbildungskraft und der Gefühle als Hauptabsicht, die Beschäftigung des Verstandes und des Nachdenkens aber nur als Nebensache ankündigt, ist Poesie, Dichtkunst.

Die

Die Beredsamkeit (nicht blos in der öffentliche Rede, sondern auch in mancherlei andern Formen) scheint also ein Geschäft des Verstandes treiben zu wollen: aber sie führt es so aus, daß es sich größtentheils in ein Spiel der Sinnlichkeit (der Phantasie und der Gefühle) endigt. — Die Poesie kündigt blos die Absicht an, durch ein Spiel der Einbildungskraft der Gefühle und Leidenschaften unterhalten zu wollen: aber sie treibt dieses Spiel so, daß sie zugleich dem Verstande Nahrung und anziehende Beschäftigung gewähret. Die Poesie ist also eine höchst versinnlichende Rede, wo nehmlich sinnliche Darstellung als Hauptzweck, Belehrung und Ueberzeugung nur als Nebenabsicht hervorleuchtet. — Jede Rede, die nicht Poesie ist, heißt Prose: diese, wiewohl ihre Hauptabsicht immer Beschäftigung des Verstandes bleibt, verträgt sich gleichwohl mit einem bald grössern bald geringern Maaße der Versinnlichung oder des verschönernden Schmuckes.

§. 277.

Zu einem wahren Gedichte wird nicht nur der höchste Grad der Versinnlichung in Vorstellungen und Ausdrücken, d. i. innere Poesie, Poesie des Inhalts, sondern auch äussere Poesie erfordert. Diese letztere besteht in dem höchsten Grade des Wohlklangs der Kongruenz (d. i. der Aehnlichkeit zwischen dem

dem Schalle der Wörter und den dadurch bezeichneten Gegenständen), und der Harmonie (der Aehnlichkeit zwischen dem leichtern oder schwerern, langsamern oder geschwindern Gange der Rede und ihrem Inhalte); kurz in demjenigen Gebrauche des Sylbenmaasses, des Versbaues und des Reims, welcher theils dem Gegenstande des Gedichts, theils dem herrschenden Gefühlszustande des Dichters genau angemessen ist und das leichte Spiel der Gemüthskräfte befördert.

Findet sich in einem Werke zwar innere, aber nicht äussere Poesie, so heißt es poetische Prose, hat es äussere, aber nicht innere Poesie: so ist es metrische, gereimte Prose, oder prosaische Poesie.

§. 273.

Da die schöne redende Kunst, besonders die Poesie, Versinnlichung durch die Rede ist; so bedient sie sich, so viel als möglich, solcher Wörter, Wendungen, Vorstellungs- und Einkleidungsarten, die nicht sowohl dem Verstande deutlich entwickelte Begriffe darbieten, als vielmehr Phantasie, Gefühle und Leidenschaften in Bewegung setzen. Die Dinge, die sie für die Einbildungskraft darstellt, sind theils wirkliche Begebenheiten und Handlungen, die sie, gleichsam als geschähen sie jetzt, mit allen Um-

ständen höchst anschaulich schildert; theils Gegenstände der Natur und Kunst, die sie mit möglichster Lebhaftigkeit beschreibt und dem Gemüthe gleichsam vormalt; theils Dichtungen von Begebenheiten und Handlungen, oder von zugleich existirenden Dingen; theils Begriffe von unsinnlichen und übersinnlichen Gegenständen, von Eigenschaften, Tugenden, Lastern, geistigen Wesen, u. s. w. ja wohl gar zusammenhängende Reihen von theoretischen oder praktischen Wahrheiten, die sie vermittelst des bildlichen Ausdrucks, der Personendichtung, der Metapher, des Gleichnisses und anderer Tropen und Figuren, in ein höchst sinnliches Gewand kleidet. (§. 268.) — Gefühle und Leidenschaften setzt die schöne redende Kunst in Bewegung, theils indem sie der Einbildungskraft die Objekte treu und anschaulich vorzeichnet, welche die beabsichtigte Rührung zur natürlichen Folge haben; theils indem sie durch wahre und natürliche Darstellung der Ausbrüche und Wirkungen eines Affekts, vermittelst der Sympathie, gleiche Leidenschaft im Gemüthe des Zuhörers oder Lesers wirkt, theils endlich, indem sie sich der Sprache des Herzens, oder der eignen Empfindung, d. i. derjenigen Modifikationen des Ausdrucks bedient, die von der eignen innigen Rührung des Redenden oder Schreibenden zeugen und ebenfalls sympathe-

thetisch auf die Seele des Lesers wirken, wenigstens den Eindruck, den das Gedicht oder die Rede, vermöge des Inhalts macht, gar sehr verstärken.

Die Poesie theilt sich in Ansehung ihres Inhalts oder Hauptstoffs in die lehrende, die schildernde, die erzählende und die lyrische. Ihrer Form nach heißt sie die epische, die dramatische, die poetische Epistel ꝛc. Eine genauere Entwicklung der Dichtungsarten würde uns hier viel zu weit führen.

Die ausdrucksvolle Angemessenheit der menschlichen Stimme im Tone, in Stärke und Schwäche, Geschwindigkeit und Langsamkeit der Aussprache zum Inhalte der Rede oder des Gedichts, mit Deutlichkeit und Wohlklang verbunden, heißt Deklamation.

§. 279.

Die Musik oder Tonkunst gebraucht Töne als Mittel des ästhetischen Vergnügens. Die Töne sind aber in der Musik nicht, wie in den redenden Künsten, willkührliche Zeichen, sondern theils bedeuten sie gar nichts und sind blos angenehm, theils dienen sie zu natürlichen Zeichen von Gefühlen und Leidenschaften. Wenn selbst gleichgültige Töne durch die Form, worin sie auf die Empfindung wirken, (durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit, verbunden mit Ein-

heit der Zeitabtheilungen und gleichmäßiger Folge der Töne) die Aufmerksamkeit wecken und der Phantasie einige Beschäftigung geben, (wie z. B. das Regelmäßige in Ambos= oder Trommelschlägen); wie vielmehr muß dasjenige Spiel der Einbildungskraft und der Empfindungen gefallen, welches die Musik durch jene Mannigfaltigkeit und Einheit der Form, d. i. durch Takt und Rhythmus, in solchen Tönen zuwege bringt, die an sich theils anmuthig und reizend, theils rührend sind? Denn vermöge jener engen Verbindung, welche die Natur selbst zwischen dem Gehöre und dem Herzen gestiftet hat, können viele Gefühle und Leidenschaften, z. B. muntre Fröhlichkeit, traurige Schwermuth, heftiger Schmerz u. s. w. durch gewisse Töne auf eine für jedermann verständliche Art angedeutet und hierdurch das Gemüth des Hörenden zu gleichen Empfindungen gestimmt werden. Diese große Wirkung sowohl der Instrumental= als besonders der Vokalmusik erfolgt desto unausbleiblicher und vollständiger, je geschickter der Tonkünstler Takt und Rhythmus, selbst die Melodie (d. i. den einstimmigen Gesang) und die Harmonie (die Verbindung mehrerer Stimmen, deren jede ihre eigne Melodie hat, zu einem wohlklingenden Ganzen) der Natur und dem Gange der Leidenschaften, die er ausdrücken will, anzupassen versteht.

§. 280.

§. 280.

Die schönen Künste, die sich sichtbarer natürlicher Zeichen der Darstellung, durch Veränderungen im Raume oder körperliche Bewegungen, in der Person des Künstlers bedienen, sind die Mimik (Pantomime, Gebärdenkunst) und die Tanzkunst. Die Erstere drückt durch Minen, Gebärden und Stellungen nicht nur Gedanken, Gefühle und Leidenschaften, Begehren und Verabscheuen, sondern auch Begebenheiten und Handlungen aus; ja sie stellt ganze dramatische Schauspiele, ohne Worte, blos durch die stumme Sprache der Gebärden vor, welches Pantomime, im eigentlichen Sinne, genennt wird. Diese Gebärdensprache (Aktion) verbunden mit der Deklamation (§. 278.), so daß das Hörbare der Rede unter das Sichtbare an dem Redenden mit dem Inhalte der Rede genau harmoniret, ist die Kunst des mündlichen Vortrags, die dem Schauspieler und Redner überaus wichtig ist.

Die Tanzkunst stellt dem Auge schöne Formen willkührlicher Bewegungen in der Person des Künstlers dar. Diese Bewegungen mit Takt und Rhythmus verbunden, und mit einer Musik von gleichem Takt und Rhythmus begleitet, machen den blos angenehm unterhaltenden gemeinen (gesellschaftlichen)

Tanz, — mit Mimik vereinigt, den höhern (theatralischen) Tanz oder das Ballet aus.

§. 281.

Diejenigen schönen Künste, die sich bleibender Gestalten, ausser der Person des Künstlers, zur sinnlichen Darstellung bedienen, sind Malerei, Plastik und die verschönernden Künste, Baukunst, Gartenkunst 2c. Die beiden erstern mit ihren Untergattungen heißen bildende Künste.

Zu den bildenden Künsten gehören also erstlich die zeichnenden Künste, welche die Formen sichtbarer Dinge, wie sie dem Auge erscheinen, auf flachem Grunde nach Licht und Schatten so täuschend darstellen, daß man wirkliche Körper zu sehen glaubt. Ausser der eigentlichen Zeichnungskunst, welche blos die Umrisse und Formen der Körper ohne Farben abbildet, und der Malerei, welche Zeichnung und Farbengebung (Kolorit) in sich vereinigt, rechnet man zu den zeichnenden Künsten auch das Formenschneiden, die Kupferstecherkunst, die mosaische Kunst, 2c.

In das Gebiet der bildenden Künste gehört zweytens die Plastik oder Bildhauerkunst,

kunst, die aus Steinen, Metallen, Holz, Elfenbein, Wachs, Gips, u. d. gl. Formen und Gestalten in ihrer körperlichen Ausdehnung bildet. Auch die halberhobene Arbeit, flaches Schnizwerk (*basrelief*) die Stukkaturkunst, Stein- und Stempelschneiderkunst, u. d. gl. sind hierher zu rechnen.

Man nennt die plastischen Künste die Künste der Sinnenwahrheit, die zeichnenden aber die Künste des Sinnenscheines, weil die erstern die körperlichen Gegenstände in ihrer ganzen oder halben Ausdehnung nachformen, wie sie sind, und also der Natur viel näher kommen, als die letztern, welche blos die Erscheinung der Objekte fürs Gesicht nachahmen.

§. 282.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Zeichnungen, Farbenmischungen und plastische Formen, durch reiche und zugleich regelmäßige Mannigfaltigkeit in Linien und Figuren und durch Lebhaftigkeit und Harmonie in Kolorit und Schattirung, an sich schön seyn können, wenn sie auch nichts bedeuten; dahin gehören z. B. allerhand freie Zeichnungen, Laubwerk u. d. gl. Einen weit höhern Rang aber verdienen Darstellungen von sichtbaren wirklichen oder erdichteten schönen, erhabenen oder auch gleichgültigen, selbst

wi-

widrigen und häßlichen Objekten. Es gehören hierher Landschaftsstücke; ferner Zeichnungen, Gemälde, plastische Abbildungen von Thieren und Menschen, entweder nach der Aehnlichkeit mit wirklichen Personen, Porträte, oder bloße Ideale von Göttern, merkwürdigen Menschen, Heiligen, Helden, selbst von Bösewichtern, mit dem Ausdrucke ihrer Geisteseigenschaften, Charaktere, Gesinnungen und Leidenschaften in Formen, und Stellungen; historische Abbildungen von Handlungen aus der wirklichen Geschichte, oder aus dem Gebiete der angenehmen und lehrreichen Erdichtung, wo die handelnden Personen in dem merkwürdigsten Augenblicke und in dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte vorgestellt werden; endlich die bildliche Bezeichnung allgemeiner Begriffe oder die Allegorie, z. B. die Vorstellung der Gerechtigkeit, als einer Person mit verbundenen Augen und einer Wage in der Hand (vergl. §. 268).

Zur Darstellung des Lächerlichen bedienen sich die bildenden Künste des Grotesken, d. i. abentheuerlicher widersinniger Verbindungen von Dingen, die in der Natur keine Verbindung haben, (z. B Menschen und Thiere, die aus Bäumen hervorwachsen); der Karrikaturen, d. i. Abbildungen, worin das Besondere, einzelne Personen Charakterisirende bis ins

ins Possirliche übertrieben wird, wie z. B. in den Hogarthischen Kupfern, ꝛc.

§. 283.

Den letzten Platz sollen die Künste der Verschönerung einnehmen. Hierunter versteht man

1.) diejenigen Anwendungen der bildenden Künste, wodurch Produkte der mechanischen oder bloß angenehmen Künste zugleich Gegenstände des Geschmacks werden, die ästhetisches Vergnügen erwecken. Hierher gehöret vorzüglich die schöne Baukunst. Diese stellt in öffentlichen und Privatgebäuden, in Wohnhäusern, Pallästen, Tempeln, Grabmälern u. s. w. Gegenstände dar, die nicht nur durch Einheit und Mannigfaltigkeit und durch eine leicht bemerkbare Ordnung und Regelmäßigkeit, durch Proportion und Symmetrie der Theile, unmittelbar in der Anschauung gefallen, sondern auch bald durch ein lustiges, fröhliches Ansehen das Gemüth aufheitern und zur Munterkeit stimmen, bald durch das Große, Prachtvolle, Erhabene ernste Rührung und Bewunderung bewirken, bald noch andere Gefühle, als Schwermuth, Traurigkeit, u. s. w. erwecken. Hierzu kommen

men noch mancherlei plastische Verzierungen, z. B. Säulengänge an Prachtgebäuden, Laub- und Schnizwerk, Gesims u. d. gl. welche die Kunst dem Charakter und der Bestimmung des Werks so anzupassen weiß, daß darüber der Haupteindruck, die Würde und edle Einfalt des Ganzen, nebst dem Ansehen der Festigkeit und Dauerhaftigkeit, nicht verlohren gehet. — Zu dieser erstern Klasse gehören auch alle Gattungen der Verschönerung, wodurch Plastik und Malerei unzähligen Arten von Geräthschaften und Meubeln, den Tapeten der Zimmer, selbst den Kleidungsstücken, vermittelst der Formen und des Kolorits, ästhetische Reize ertheilen

2.) Verschönerung der Natur. Diese wird bewirkt theils durch die in die Naturprodukte gebrachte Ordnung und Regelmässigkeit, wie z. B. in der Gärtnerei überhaupt; theils durch Sammlung und Vereinigung des in der Natur zerstreuten Schönen und Erhabenen in einem kleinen Raum, oder durch schöne Zusammenstellung der Naturprodukte, wie in der Lust- oder Kunstgärtnerei: selbst die Nachahmung der Natur in ihrer interessanten auf Phantasie und Gefühl so mächtig

tig wirkenden Wildheit, durch die sogenannten Englischen Gärten, ist hierher zu rechnen.

Genau genommen, bedient sich die Gartenkunst und ähnliche verschönernde Künste keiner Zeichen, sondern der Naturschönheiten selbst, woraus sie durch regelmäßige Anordnung und Zusammenstellung ein schöneres Ganzes machen, als die Natur hervorzubringen pflegt.

§. 284.

Daß die schönen Künste auf vielfache Art verbunden werden können, um zusammengesetzte schöne Kunstwerke hervorzubringen, erhellet schon zum Theil aus dem, was von der Deklamation, dem Ballet, dem Tanze, u. s. w. ist bemerkt worden. So verbindet sich auch die Poesie mit der Musik im Gesange; die redende Kunst mit der Mimik und den bildenden Künsten (durch theatralische Dekorationen) im Schauspiele; Gesang mit mimisch-theatralischer Darstellung in der Opera rc. Diese und andere zusammengesetzte Kunstwerke thun eine desto bessere Wirkung, je geschickter der Künstler die Hülfskünste der jedesmahligen Hauptkunst, (auf deren Wirkung seine vornehmste Absicht gerichtet ist) anzupassen und unterzuordnen weiß.

Im Tanze ist die Bewegung des Tänzers Hauptkunst, die Musik nur Hülfskunst; im Gesange und in der Opera ist die Musik Hauptkunst, die Poesie, die Mimik, die Ausschmückung des Theaters sind Hülfskünste.

§. 285.

In Ansehung der Kraft und Innigkeit des Vergnügens gebührt der Musik, die, als eine jedermann verständliche Sprache der Gefühle und Leidenschaften, unter allen Künsten am tiefsten rührt, unstreitig die erste Stelle: aber ihre Wirkung ist schnell vorübergehend, und ihr Spiel mit meist dunkeln Gefühlen läßt dem Verstande wenig zum Nachdenken zurück. In dieser Rücksicht steht sie den bildenden Künsten weit nach, deren Eindrücke zwar weniger innig und tief rührend, aber viel bestimmter, klärer, bleibender, zur harmonischen Beschäftigung der Einbildungskraft und des Verstandes, zur Belebung der sittlichen und andrer Gefühle und überhaupt zur Bildung des Gemüthes viel tauglicher sind. Der erste Rang aber gehört in vielfachem Betrachte der Dichtkunst. Ihr Wirkungskreis ist der ausgebreitetste: ihr steht eine Menge von Mitteln zu Gebote, fast alle Seelenkräfte durch eine Fülle von Gedanken, von Vorstellungen der Phantasie und von Empfindungen höchst abwechselnd und leb-

lebhaft zu beschäftigen, und, indem sie ihr Spiel den höchsten Zwecken der Vernunft gemäß treibt, das Gemüth zugleich mehr als jede andre schöne Kunst, zu kultiviren, zu stärken und zu erheben.

Insofern die Beredsamkeit, sowohl in förmlichen Reden, als auch in prosaischen Werken überhaupt, gebraucht wird, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, das Gemüth anzuziehen und zur Annahme eines nützlichen Unterrichts geneigt zu machen, oder um die durch vernünftige Gründe und Triebfedern bewirkten Ueberzeugungen und Entschliessungen blos zu beleben, insofern gehört sie zu den verschönernden Künsten (§. 283.). Wenn sie aber als eigentliche Rednerkunst betrachtet und angewendet wird, um das Gemüth bey wichtigen Angelegenheiten, anstatt es durch Beweise zu überzeugen, oder durch vernünftige Motive zu lenken, blos zu überreden, und durch sinnliche Darstellung und Rührung gleichsam zu überlisten; so steht sie der Dichtkunst weit nach, und verdient unter allen schönen Künsten die wenigste Achtung.

§. 286.

Obgleich der eigentliche unmittelbare Zweck der schönen Künste in der Geschmacksbelustigung, vermittelst eines uninteressirten Wohlgefallens besteht; so gewähren

ren sie doch, als Mittel, nicht nur die Einbildungskraft, den Witz, die sittlichen und andere Gefühle zu kultiviren, sondern auch dem Wahren und Guten den Eingang in Verstand und Herz ungemein zu erleichtern, einen großen und vielfachen Nutzen. Die Tugend der reinsten Achtung und Liebe, das Laster aber der größten Verabscheuung würdig darzustellen, und hierdurch den Charakter sowohl einzelner Menschen als auch ganzer Nationen zu bilden und zu veredlen, dies ist ihr höchster Beruf. Wenn sie aber die ihnen eigne sinnliche Kraft misbrauchen, um der Unsittlichkeit neue verführerische Reize zu leihen; so sinken sie weit unter ihre Würde herab.

Vom Kunstgenie.

§. 287.

Schöne Kunstwerke hervorzubringen kann nicht blos erlernt, nicht eigentlich durch Vorschriften gelehrt werden: es wird dazu ein angebohrnes Talent, eine Naturgabe erfordert, deren Mangel sich durch keine Kunstregeln und durch keinen Fleiß ganz ersetzen läßt. Dieses Talent, ästhetische Ideen zu erfinden und durch sinnliche Zeichen, Sprache, Töne, Zeichnungen, u. s. w. glücklich darzustellen, heißt das Kunstgenie. Der Zustand einer

einer vorzüglichen Wirksamkeit des von einem Gegenstande ganz eingenommenen Genie's wird Begeisterung genennt.

Es giebt so viel Hauptarten des Kunstgenie's, als es schöne Künste giebt (musikalisches, dichterisches Genie, u. s. w.) der großen Mannigfaltigkeit der Naturanlagen, die selbst in dem Gebiete jeder einzelnen schönen Kunst Statt findet, nicht einmal zu gedenken.

§. 288.

Das Kunstgenie ist, als Naturgabe, dem Lernen und der Gelehrigkeit, als ein aus sich selbst schöpfendes Vermögen aber, das mit einem größern oder geringern Maaße der Eigenthümlichkeit oder Originalität verbunden ist, dem Nachahmungsgeiste entgegengesetzt. Indessen bedarf das Genie doch gewisser Veranlassungen zur Erweckung seiner Thätigkeit: es bedarf ferner Ausbildung und Vervollkommnung seiner natürlichen Anlagen. Geweckt wird das Kunstgenie vornemlich durch die Anschauung fremder Genieprodukte; denn bey aufmerksamer Betrachtung derselben machen die darin dargestellten ästhetischen Ideen ähnliche Ideen in dem mit Kunstanlagen begabten Gemüthe rege, und setzen das Talent, ähnliche Werke hervorzubringen, in Thätigkeit: gebildet wird

es

es durch anhaltendes Studium vortrefflicher Geniewerke und der von diesen abgezogenen Kunstregeln, wie auch durch fleißige Uebung in Darstellung eigner ästhetischer Ideen.

Alle wahre Genieprodukte sind exemplarisch, d. i. sie sind nicht nur Muster, nach welchen so wie nach den von ihnen abgezogenen Regeln, andere Kunstwerke zu beurtheilen sind, sondern sie dienen, wie gesagt, auch dazu, daß fremdes Genie durch sie aufgeweckt werde und angehende Künstler in der Art, ihre Ideen zu bearbeiten und darzustellen, sich nach ihnen bilden, ohne daß jedoch ihre Originalität dadurch verlohren gehen darf. Auch dürfen selbst die vortreflichsten Geniewerke nie für Urbilder der Schönheit oder für Produkte der höchsten nur erreichbaren Vollkommenheit gehalten werden. Sie sind und bleiben immer der Beurtheilung des Geschmacks unterworfen, und nachfolgende Künstler von wahrem Genie werden solche nicht nur zu erreichen, sondern auch, wo möglich, zu übertreffen und so dem wiewohl nie ganz erreichbaren Ideale der Schönheit noch näher, als ihre Vorgänger, zu kommen suchen.

Die Nachahmung eines Genieprodukts darf nie Nachäffung werden, d. i. man darf nicht, mit völliger Verzichtleistung auf Originalität, alles ohne Unterschied, selbst die Unvollkommenheiten und Misgestalten an demselben nachmachen. — Ein anderer diesem entgegen-

gengesezter Fehler ist das sogenannte Manieriren, d. i. ein sichtlich mühsames Streben nach Sonderbarkeiten, wo man, um sich so weit als möglich von den Nachäffern zu entfernen, alles auf Originalität — die doch, wofern sie wahr seyn und gefallen soll, ein Werk der Natur seyn muß, — mit allem Fleiße anlegt: daher das Schwülstige, das Affektirte, das Pretiöse, (Kostbare) das Geschrobene, und ähnliche Fehler gegen die zu jedem schönen Kunstwerke so nothwendig erforderliche Natürlichkeit (vergl. §. 272.).

§. 289.

Es fällt nach den bisherigen Erklärungen von selbst in die Augen, durch welche Mittel die schönen Künste von einem Zeitalter auf das andere gebracht werden können. Beschreibungen, Regeln und Vorschriften sind hierzu bey weitem nicht hinreichend: denn sie allein taugen nicht, einen richtigen Begriff von wahrer Kunstschönheit zu geben. Die Regeln müssen mit einer Anschauung vortrefflicher Geniewerke verbunden werden, wenn sie theils richtig verstanden, theils von dem, der selbst Talente zur Kunst besitzt, zur Hervorbringung ähnlicher, mit dem Stempel der Originalität bezeichneter Produkte angewandt werden sollen. Es sind und bleiben also wahre Geniewerke oder Muster der schönen Künste die einzig sichern Leitungsmit-

mittel, diese auf die Nachkommenschaft fortzupflanzen.

Da jede lebende Sprache großen Veränderungen unterworfen ist; so taugen nur die in todten Sprachen verfaßten Genieprodukte der redenden Künste zu Mustern für alle Zeiten und Völker.

Vom Geschmack.

§. 290.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Schöne zu beurtheilen, und unmittelbares Wohlgefallen daran zu finden (§. 237.). Da aber der Ausdruck Schön in einer engern und in einer weitern Bedeutung genommen wird (§. 240 — 242); so muß eben dieses auch vom Geschmacke gelten. In der engsten Bedeutung ist der Geschmack das Vermögen, das eigentlich formale, reine Schöne (§. 240.) richtig zu beurtheilen, und an der durch dessen Anschauung bewirkten, an sich selbst zweckmäßigen harmonischen Beschäftigung der Vorstellkräfte ein unmittelbares und unintereſsirtes Wohlgefallen zu finden (§. 239.). Der Geschmack in weiterer Bedeutung hat die oben (§. 242.) sogenannten gemischten Schönheiten zu Gegenständen.

Alles

Alles, was vermittelst mannigfaltiger Reize und Rührungen die Einbildungskraft, den Witz und die innern Gefühle in ein leichtes, an sich gefallendes Spiel versetzt, das Große und Erhabene, das Rührende, das Lächerliche, u. s. w. liegt im Gebiete des Geschmacks in weiterer Bedeutung.

Es ist nach den bisherigen Erklärungen von sich selbst klar, worin sich Genie und Geschmack von einander unterscheiden. Dieser als ein blos beurtheilendes und empfindendes Vermögen, bestimmt, was schön sey, und genießt das Schöne: jenes als ein produktives Vermögen, bringt selbst Schönheiten hervor. Indessen muß das Genie mit richtigem Geschmacke und geübter Beurtheilungskraft verbunden seyn, und durch diese in Zucht und Schranken gehalten werden, damit es nicht in gesetzloser Freiheit die Gränzen der Wahrheit, Natur und Schicklichkeit überschreite, oder gar bis zum Unsinne ausschweife.

§. 291.

Insofern das Urtheil über die Schönheit eines Gegenstandes nicht durch Rücksichten auf dessen Zweckmäßigkeit, Brauchbarkeit, auf Nutzen und Vergnügen, oder auch auf sittliche Güte, sondern lediglich durch die Art und Weise bestimmt wird, wie sich das Gemüth unmittelbar durch dessen Anschauung afficirt fühlt,

insofern ist das Geschmacksurtheil rein; in so fern das Gegentheil Statt findet unrein.

Die Geschmacksurtheile über freie Schönheiten sind demnach rein, die über anhängende Schönheiten sind unrein (§. 244.) Rein ist mein ästhetisches Urtheil, wenn mir eine Blume ohne Rücksicht auf ihren angenehmen Geruch, eine schöne Gegend, ohne daß ich an ihre Fruchtbarkeit, ein Gedicht, ohne daß ich an den Nutzen gedenke, den es zufälliger Weise stiften kann, an und für sich gefällt; unrein, wenn mir ein Gebäude nicht blos wegen seiner Schönheit, sondern auch wegen seiner Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, ein Garten auch zugleich wegen seiner vielen angenehmen und nützlichen Produkte wohlgefällt. Unrein sind auch überhaupt alle Geschmacksurtheile, auf welche zufällig associirte Vorstellungen und Gefühle Einfluß haben (§. 241.) — Alles dieses läßt sich leicht auch auf die Urtheile über das Große und Erhabene anwenden.

§. 292.

Die Geschmacksurtheile sind desto allgemeingültiger, je mehr sie sich auf formale, reine Schönheit einschränken, desto weniger allgemeingültig, je mehr sie das Schöne in weiterer Bedeutung zum Gegenstande haben (§. 241. 242.) Insofern der

Ge-

Geschmack Urtheile fällt, die auf Allgemeingültigkeit gegründeten Anspruch machen, oder worin alle, wenigstens die meisten Menschen und ganze Nationen übereinstimmen, insofern heißt er der allgemeine Geschmack; insofern seinen Urtheilen eine solche Allgemeingültigkeit nicht zukommt, der besondere Geschmack.

Daß eine Rose oder eine Tulpe schöner sey als eine Distel: das ist ein Urtheil des allgemeinen Geschmacks. In Ansehung der Spiele der Phantasie aber und der Eindrücke auf die innern Gefühle, auf Sympathie, moralischen Sinn, u. s. w. sind die Menschen sehr verschieden: denn es hängt hier gar vieles nicht nur von individuellen Anlagen und Stimmungen, sondern auch von Erziehung, Gewohnheit, zufälligen Umständen und Ideenverknüpfungen ab. Wie oft liegt der Grund von dem Urtheile über die Vortrefflichkeit eines Tonstücks, eines Gedichts, eines Gemäldes, in dem Umstande, daß dasselbe mit unserer gegenwärtigen Laune oder Gemüthsstimmung gerade harmonirt! Alle durch solche Zufälligkeiten bestimmte ästhetische Urtheile gehören dem besondern Geschmacke zu, der bey vielen Menschen sehr unbeständig ist. Dieser heißt Nationalgeschmack, insofern er durch die Eigenheiten eines Landes oder einer Nation, z. B. Religion, Staatsverfassung,

u. s. w. Zeit- und Modegeschmack, insofern er durch das Eigenthümliche eines Zeitalters und durch die willkührlichen Gesetze der Mode, individueller, subjectiver Geschmack, insofern er bey einzelnen Personen durch individuelle Umstände, Erziehung, Umgang, Schicksale, u. d. gl. bestimmt wird.

In der grossen Verschiedenheit sowohl der Naturanlagen als der Kultur derselben findet sich Grund genug von dem großen Unterschiede, der in Ansehung des ästhetischen Beurtheilungsvermögens unter den Menschen angetroffen wird. Es giebt nemlich einen ausgebreiteten Geschmack, der sich über alle Arten des Schönen der Natur und der Kunst erstreckt; einen eingeschränkten, einseitigen Geschmack, der nur für die eine oder die andre Gattung von Natur- und Kunstschönheiten Anlage hat; einen großen Geschmack, der Empfänglichkeit für die höhern Arten des Schönen, besonders für das Große und Erhabene — und einen kleinen Geschmack, der nur für artige Kleinigkeiten, Tändeleien, Subtilitäten und Spitzfindigkeiten des Witzes, oder blos für Niedlichkeit in Formen und Farben Sinn besitzt. Dem feinen Geschmacke, der nicht nur die verborgenern Schönheiten aufzufinden, sondern auch die Grade der Schönheit richtig zu schätzen weiß, ist der grobe oder stumpfe Geschmack entgegengesetzt.

§. 293.

§. 293.

Den **Geschmack bilden** heißt die Anlagen und das Vermögen desselben wecken, üben, verfeinern, und zur Fertigkeit und Leichtigkeit in richtiger Beurtheilung des Schönen jeder Art erhöhen. Diese Geschmacksbildung geschieht vorzüglich durch das frühe und anhaltende Studium **guter Geschmacksmuster** und der von diesen abgezogenen **Geschmacksregeln** (§. 288.). Dem **gebildeten Geschmacke** steht der **rohe**, und dem **richtig gebildeten** der **verdorbene**, **falsche Geschmack** entgegen.

Der **Geschmack wird verdorben**, und bekommt eine **falsche Richtung**, sowohl bey einzelnen Menschen, als bey ganzen Nationen, durch allerlei Fehler der Erziehung, Vorurtheile des Ansehens, blinde Anhänglichkeit am Alten, Eingenommenheit für das Neue, Hang zum Sonderbaren, blinde Nachahmungs- und Modesucht, falsch gewählte schlechte Muster; durch unrichtige, misverstandene oder schief und einseitig angewendete Regeln; durch übertriebenen Luxus und herrschende Sinnlichkeit, oder durch Verarmung und allgemeines Elend eines Volks; durch politische und moralische Zerrüttungen, Despotismus, demokratische Verwirrungen und anarchische Greuel, u. s. w.

§. 294.

Die Geschmacksbelustigungen gehören unstreitig zu den **edelsten Vergnügungen.** Sie sind unter allen Gattungen des Genusses am nächsten mit der Sittlichkeit verwandt, und haben mit den moralischen Gefühlen in mehreren Stücken eine auffallende Aehnlichkeit, (z. B. das Schöne und Erhabene gefällt, wie das sittlich Gute, unmittelbar an sich, ohne daß Eigennutz diesem Wohlgefallen zum Grunde liegt; die Geschmacksurtheile machen, wie die sittlichen Urtheile, auf Allgemeingültigkeit Anspruch u. s. w.) Zudem trägt der Genuß des Schönen und Erhabenen der Natur und der Kunst ungemein viel zur Ausbildung aller Seelenkräfte bey; er entwöhnt das Gemüth von manchen Bedürfnissen der gröbern Sinnlichkeit, veredelt Denkungsart und Gesinnungen, verfeinert die äussern Sitten, und stimmt das Herz zur Menschenliebe, zum Wohlwollen und zu vielen andern Tugenden.

Richtige und ausgebreitete Bildung des Geschmacks ist demnach eine wichtige Angelegenheit sowohl einzelner Menschen, als ganzer Staaten und Nationen.

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Snell, Friedrich Wilhelm Daniel,

Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie

Bd.: 1

Gießen [u.a.] 1806

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3536 -1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273820-4
VD18 10683089-002